Die ehemalige Synagoge Obernbreit

ein Ort des Erinnerns und der Begegnung

Pergamentröllchen aus einer Mesusa; gefunden im Traufbereich der Obernbreiter Synagoge

Mesusa

An fast allen Türen jüdischer Häuser ist eine kleine Kapsel angebracht, die Mesusa, in der ein Pergamentröllchen steckt, auf dem ein Text aus der Tora steht. Grundlage dafür ist Deuteronomium 6:

„Höre Israel, der Ewige unser Gott, ist der Ewige der einzige Eine. Und liebe den Ewigen, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen . . . . Es seien diese Worte, die ich dir heute gebiete, rede davon, wenn du sitzt in deinem Haus und wenn du gehst auf den Weg schreibe sie an die Pfosten deines Hauses und an deine Tore."

Vorderseite:

Jiddische Texte, gedruckt zwischen 1721 und 1730 bei Mose Gamburg und Salman Aptrod in Frankfurt/Main: eine Erzählung Maise Schuschan „Was da ist geschehen vor kurzer Zeit in Susa mit zehn Söhnen und einer Tochter von Rabbi Chanina" sowie ein Lied mit kleinen Resten eines Titels. Soweit erkennbar hat es die Gesundheit von Geist und Körper zum Inhalt.

(siehe Beitrag „Die Genisa in Obernbreit")

Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.

Sinn und Zweck

Nur sehr wenige Obernbreiter erinnern sich noch an Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens, die in unserem Ort gewohnt haben. Über ihre Gebräuche und Riten gibt es, wenn überhaupt, nur lückenhafte oder unzutreffende Berichte. Dass Obernbreiter Juden für die Wirtschaftskraft des Ortes und dessen Bekanntheit in der ganzen Markgrafschaft Ansbach eine wichtige Rolle spielten, ist ebenso vergessen, wie es die Existenz einer Synagoge im Ort weitestgehend war.

Der Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V. hat mit Unterstützung Vieler das Gebäude zu einem Ort des Erinnerns und der Begegnung umgestaltet. Die Eröffnung des Hauses in neuer Funktion ist ein guter Zeitpunkt, einige Aspekte jüdischen Lebens einem breiteren Publikum bekannt zu machen.

Die hier gesammelten Aufsätze können eine Geschichte der Obernbreiter Juden nicht einmal ansatzweise ersetzen. Ihre Autoren wollen durch Einblicke in jüdische Kultur das Verständnis für andere Lebensweisen fördern und so zu Toleranz beitragen.

Der Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V. dankt allen, die zur Verwirklichung des Projekts beigetragen haben. Ohne die Hilfe der Zuschussgeber, des Marktes Obernbreit als Maßnahmeträger, der Vereinsmitglieder und vieler Unterstützer aus der Bevölkerung wäre das Vorhaben nicht zu verwirklichen gewesen.

Friedrich Heidecker
Vorsitzender des Träger- und Fördervereins ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.

Markt Obernbreit

Erinnerung…

… an Mitbürger jüdischen Glaubens, die über Jahrhunderte die Geschichte unserer Marktgemeinde wesentlich mitgestaltet haben und die Erinnerung an ihre Bräuche und Rituale sowie die Erinnerung an ihr Gotteshaus freut uns sehr.

Begegnung…

… möge die ehemalige Synagoge als Ort der Begegnung stets Früchte tragen im Zusammenleben der Menschen. Durch die Aktivitäten des Träger- und Fördervereins ehemalige Synagoge e.V. sollen Kulturen und Lebensarten verständlich und tolerierbar gezeigt werden.

Erhaltung…

… der ehemaligen Synagoge. Nicht durch Rekonstruktion, sondern durch Offenlegung dessen, was das Gebäude seit dem Jahr seiner Erbauung 1748 an Einbauten und Umbauten in der Geschichte erlebt hat, soll die Renovierung und Restaurierung dem Besucher zeigen.

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Marktgemeinde Obernbreit hat durch Beschluss des Marktgemeinderates die Bauträgerschaft für die Sanierung der ehemaligen Synagoge übernommen. Für den Markt Obernbreit ist es eine Selbstverständlichkeit, dass dieses Kulturgut und Denkmal erhalten bleibt. Mögen die Aktivitäten des Träger- und Fördervereines ehemalige Synagoge e.V. die geschichtsträchtigen Mauern mit Leben füllen.

Bernhard Brückner
1. Bürgermeister
Obernbreit, im September 2013

Die jüdische Kultusgemeinde Obernbreit

Friedrich Heidecker

Über den Ursprung und die Geschichte der jüdischen Gemeinde ist wenig bekannt. 1668 hat sich der erste Jude mit einem Schutzbrief des Markgrafen von Ansbach im Ort angesiedelt. Pfarrer Hoffmann, der dies in seiner Chronik überliefert und aus dem Schutzbrief zitiert, schreibt: „Mit dessen [des Markgrafen] Schutzbriefen konnten sie [die Israeliten] sich wieder ansiedeln.“[1] Daraus lässt sich schließen, dass es bereits vorher Juden in Obernbreit gegeben habe. Quellen darüber sind spärlich und nicht immer eindeutig. 1817 wurden 26 Haushalte in die Judenmatrikel für Obernbreit eingetragen. Wie nicht anders zu erwarten, waren sie ausschließlich im Handel tätig. Als „Erwerb“ ist in den Matrikeln angegeben: Viehschmuser, Viehhändler, Spezerei- und Lederhandel, Handel mit altem Eisen, Weinhändler, Handel mit Kurzwaren und Geldgeschäfte. 1825 wurde in einem Nachtrag ein Neuzugang registriert. Sein Beruf: „Landbau“.

Zur reichen Oberschicht haben die Händler und Schmuser sicher nicht gehört, während die Weinhändler und diejenigen, die Geldgeschäfte betrieben, in dem Ort, wo viele Kleinbauern und Taglöhner lebten, eher mindestens der Mittelschicht zugeordnet werden können. In jedem Fall waren die jüdischen Mitbürger ein bedeutender Wirtschaftsfaktor, was auch Pfr. Hoffman auf Grund der ihm vorliegenden Quellen anerkennt, indem er schreibt: „An dem sich ausbreitenden Handel waren die Israeliten nicht unbeteiligt“[2]
„Das Verhältnis der gut protestantischen Gemeinde zu den Israeliten und zu den Katholiken war nicht immer ungetrübt.“[3] Man nahm Anstoß daran, „wenn die Wallfahrten [der Katholiken] ostentativ mit überlautem Gesang durch den Ort zogen.“[4] Mit den Juden gab es Probleme, weil die am Sonntag während des Gottesdienstes an den Markttagen Handel treiben wollten. Es „drohten diese Marktsonntage – es fanden solche vier- bis sechsmal im Jahr statt - unter Beteiligung hauptsächlich von auswärts besonders für die Jugend zu einem Hort der Ausgelassenheit und Unzucht zu werden.“[5]

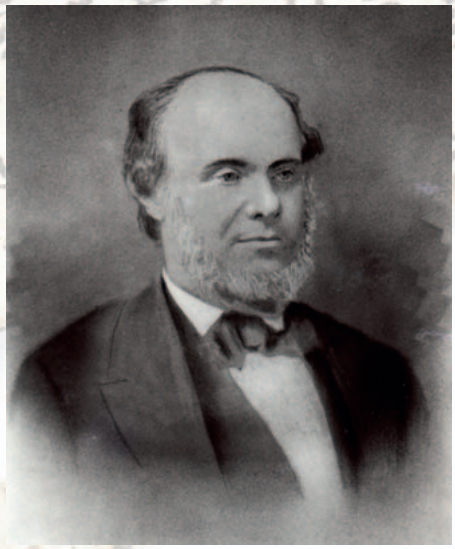
Im Großen und Ganzen scheinen die Beziehungen zwischen den Bevölkerungsteilen aber unproblematisch gewesen zu sein. Um 1830 waren etwa 13 % der Bevölkerung Obernbreits Juden. Sie hatten neben der 1748 erbauten Synagoge eine eigene Schule mit von der Kultusgemeinde bezahltem Lehrer sowie einen besoldeten Schächter und Vorsänger. Es war die Blütezeit der jüdischen Gemeinde Obernbreits. Die Biographien zweier Männer aus der Epoche illustrieren Höhepunkt und Abwärtstrend der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung der Juden in Obernbreit: Aron Benario begann seine berufliche Laufbahn als Bauernknecht, baute dann ein Fuhrunternehmen auf. Mit diesem wurde er beim Bau der Eisenbahn wohlhabend, baute ein repräsentatives Haus gegenüber dem Rathaus und gründete ein Geschäft für Eisenwaren und Haushaltsartikel. Er war ein angesehener Bürger des Ortes und wurde 1869 in den Gemeinderat gewählt.
Die Aufhebung der Zuzugsbeschränkungen in Bayern von 1867 und die neuen Verkehrswege waren verantwortlich dafür, dass viele Juden in die Städte zogen. Diesem Trend folgte schließlich auch Aron Benario, der zusammen mit seinen Söhnen in Marktbreit ein Geschäft eröffnete, nachdem er sein Anwesen in Obernbreit verkauft hatte.[6]

Aron Benario um 1870

Aron Benario vor seinem Haus

[1] Heinrich Hoffmann: Geschichte und Beschreibung der protestantischen Pfarrei Obernbreit o. J. [1915] S. 33 | [2] Hoffmann S. 33 | [3] Hoffmann S. 35 | [4] Hoffmann S. 35 | [5] Hoffmann S. 35 | [6] Eine ausführliche Biographie Aron Benarios von Michael Schneeberger in Heft 11 Schriften des Stadtarchivs Würzburg; Würzburg 1997

Anstatt in Orte mit besserer Verkehrsanbindung in Deutschland wanderten viele Juden gleich nach Amerika aus. Ein Beispiel dafür ist Louis Aronheimer.

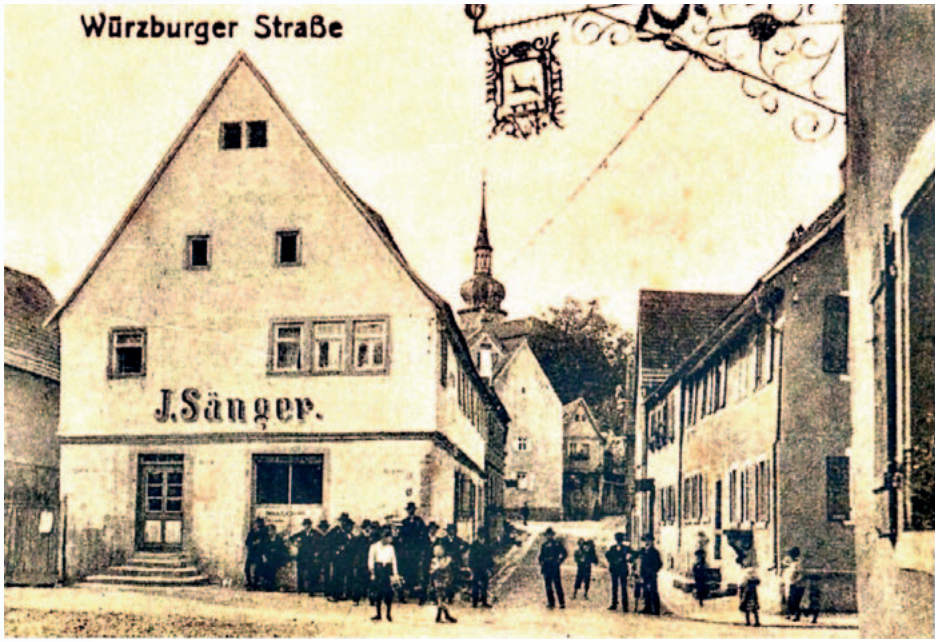


Louis Aronheimer

Im Alter von 25 Jahren verließ er Obernbreit und emigrierte schon 1839 nach Pensilvania. Er eröffnete dort eine Art frühes Franchise-System: Händler, die Siedler in den abgelegenen Orten belieferten, konnten ihre Waren bei ihm beziehen in der Art, dass er von den Artikeln, die sie verkauften, eine Provision von 10% erhielt; nicht verkaufte Waren nahm er zurück gegen eine Leihgebühr von 5%.p[7]

Die im Ort verbliebenen jüdischen Bürger assimilierten sich offensichtlich und nahmen am öffentlichen Leben teil. Dass dies nicht von allen Mitgliedern der Kultusgemeinde gut geheißen wurde, beweist eine anonyme Anzeige beim Bezirksrabbiner gegen den Lehrer: „Er führe sich überhaupt nicht mehr so religiös wie früher, er sei den ganzen Tag abwesend, komme Nachts zwischen 12 und 1 Uhr erst nach Hause, mache Alles mit, beim Turn- Gesang- und Schützenverein, während man von seiner Beschäftigung mit dem Thorastudium wenig höre.“[8]

Trotzdem feierten sie ihre Feste in traditioneller Weise: Mehrere Generationen der Familie Sänger betrieben in Obernbreit bis 1942 ein Textilwarengeschäft. Ein Mitglied dieser Familie begann in den 1920er Jahren eine Familienchronik. Sie ist erhalten [9] und vermittelt einen Eindruck vom jüdischen Gemeindeleben am Beginn des 20. Jahrhunderts.



Sängerhaus auf einer alten Postkarte

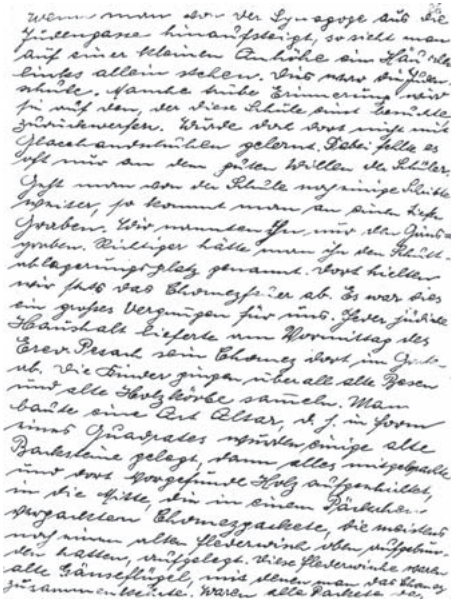
„Sehr interessant waren die Treffzeiten an Samstagen und Feiertagen. An Dorf-Originalen hat es auch nicht gefehlt. Nach dem Morgengottesdienst traf sich alles vor unserem am Marktplatze gelegenem Hause. Im Sommer im Hemdsärmel blinkend weiß, besprach man das „Gesetzte“[10], und konnte sich des Spottes freuen, wenn das Essen, welches in einem gemeinsamen Backofen bei Klein gekocht, verwechselt, missraten oder gar durch Unvorsichtigkeit ungenießbar war. Dies konnte vorkommen, denn das ausheben [sic] des Essens war eine gefährliche Sache. Wollte doch jeder zuerst drankommen. Lag dann ein so schwerer Eisentopf am Boden, dann gab es eben einmal nichts zu essen. Das Setzen war eine Einrichtung um den Sabatt [sic] nicht zu entweihen. Das Essen kochte allein und die Speise war vorzüglich.

Vor Sabattausgang traf man sich im Sommer am Brunnen vor der Synagoge im Winter in der duftenden Stube der Familie Klein. Allerhand Schnurren kamen bei diesen Zusammenkünften zu tage bis einer mahnte, daß die drei Sterne am Himmel stünden und es Nacht sei. Dann ertönte stark der David Baruch[11], die Frauen und Mädchen warteten

[7] Persönliche Auskunft der Ur- Ur- Urenkelin Karen Franklin | [8] Briefe des Bezirksrabbiners Immanuel Adler; Archiv der Alten Synagoge Kitzingen, Antwort auf die Anzeige vom 18.04.1901 | [9] Original in Yad Vashem, Library Yad Vashem, Sign. 0.8/69.a | [10] Sabbatessen | [11] Psalm 144 er wurde am Ende des Sabbat gesungen

das Borchu[12] ab und eilten nach Hause um Schabbes aus[13] zu machen. Gut Woch und gut Jahr erschallte . . . und man strebte seiner Pflicht zu, sich wieder auf Freitagabend freuend, dem der liebliche Schabbes Bau Menuche[14] folgte."[15]

„Wenn man von der Synagoge aus die Judengasse hinaufsteigt, so sieht man auf einer kleinen Anhöhe ein Häuschen links allein stehen. Dies war die Judenschule. Manche trübe Erinnerung wird sie auf den, der diese Schule einst besuchte, zurückwerfen. Wurde doch dort nicht mit Glacehandschuhen gelernt. Dabei fehlte es oft nur an dem guten Willen der Schüler.



Handschrift Josef Sänger

Geht man von der Schule noch einige Schritte weiter, so kommt man an einen tiefen Graben. Wir nannten ihn nur den Gänsgraben. Richtiger hätte man ihn den Schuttablagerungsplatz genannt. Dort hielten wir stets das Chomez[16]feuer ab. Es war dies ein großes Vergnügen für uns. Jeder jüdische Haushalt lieferte am Vormittag des Erev.Pesach[17] sein Chomez dort im Graben ab. Die Kinder gingen überall alte Besen und alte Holzkörbe sammeln. Man baute eine Art Altar d. h. in Form eines Quadrates wurden einige alte Backsteine gelegt, dann alles mitgebrachte und dort vorgefundene Holz aufgeschichtet, in die Mitte, die in einem Päckchen verpackten Chomezpakete, die meistens noch einen alten Flederwisch oben aufgebunden hatten, aufgelegt. Diese Flederwische waren alte Gänseflügel, mit denen man das Chomez zusammenkehrte. Waren alle Pakete da, auch dort gab es Nachzügler, dann wurde das Feuer von unten angesteckt. Ging dann ein leiser Wind, der sich im Graben preßte, dann wiegten sich die rechts und links stehenden Bäume und Sträucher und knisternd brannte dann der Haufen, auch das Chomez verzehrend, welches während des Osterfestes in keinem jüdischen Hause vorhanden sein soll. Die Freude, die die Kinder bei dieser Zeremonie hatten, war unbeschreiblich, denn die Frühlingszeit, wo Wald und Feld aus seinem Winterschlaf erwacht, und alles grünt und sprießt, war stets der Zeitpunkt zum abbrennen des Chomezfeuers."[18]

Der Zug vom Landjuden zum Stadtbürger führte dazu, dass die jüdische Bevölkerung im Ort kontinuierlich abnahm.

Am 27. April 1911 erschien in der Zeitschrift „Der Israelit folgende Anzeige: „Synagogeneinrichtung - Infolge Auflösung der Kultusgemeinde Obernbreit wird die innere Einrichtung der dortigen Synagoge, bestehend in sehr gut erhaltenen Männer- und Frauenständen, Almemor[19], Steinverkleidung des Oronhakodesch[20] und 1 Lüster etc. billig abgegeben. Offerten an Kultusvorstand S. Weinberg in Marktbreit."[21]

Dieses Inserat markiert das Ende der jüdischen Kultusgemeinde in Obernbreit. Obwohl die für einen Gottesdienst nötige Anzahl von Männern nicht mehr vorhanden war, versuchten der Obernbreiter Gemeindevorstand und der Bezirksrabbiner, ja selbst das Bezirksamt Kitzingen die Auflösung zu verhindern. Am 11.03.1907 schreibt der Bezirksrabbiner an das Bezirksamt, „Vereinigung Obernbreit u. Marktbreit betr. Hochverehrl. Aufforderung entsprechend, habe ich im rubr. Betreffe folgendes zu äußern: Die Bestimmung der Ministerialentschließung vom 29. Juni 1863, – dass eine Kultusgemeinde, deren Anzahl vorhandener religiös-selbständiger männlicher Angehörigen unter zehn herabsinkt mit einer anderen zu vereinigen ist, beruht sicherlich darauf, dass zu einem, gemeinschaftlichen Gottesdienste die genannte Zahl erforderlich ist. Wenn nun nach Vernehmung der Beteiligten . . . bei den Israeliten in Obernbreit ein gemeinschaftlicher Gottesdienst für dieselben leichter erreicht wird, wenn ihrem Wunsche als selbständige Gemeinde fortbestehen zu dürfen entsprochen wird, so wäre das nach meinem Dafürhalten gerade im Sinne der allegierten Ministerialentschließung.

Zu diesem Zeitpunkt war aber die Entscheidung schon gefallen. Ganz im Sinne des Bezirksrabbiners hatte nämlich das kgl. Bezirksamt an die kgl. Regierung von Unterfranken und Aschaffenburg am 15. Nov. 1906 geschrieben, man sei der Meinung, es könne, „mit Rücksicht auf die Zahl der religiös selbständigen Israeliten und deren männlichen Nachwuchs . . . . zur Zeit von einer Durchführung der Vereinigung Umgang genommen werden."[22]

Worauf die Regierung am 29. Nov. 1906 ungnädig reagierte und die Kitzinger Behörde belehrte, die Frage, ob die Vereinigung zu erfolgen habe, sei „nicht in das Ermessen der Verwaltungsbehörde gestellt, denn es heißt nicht „kann" oder „soll", sondern „ist zu vereinigen".

---

[12] Beginn des Abendgebetes | [13] Wachskerzen, die während des Sabbats brannten | [14] Gruß zu Beginn des neuen Sabbat | [15] S. 24 f der „Sängerchronik" | [16] Chomez - das Gesäuerte. Während des Pesachfestes durfte nichts Gesäuertes im Haus sein | [17] Vorabend des Pesachfestes | [18] S. 26 f der „Sängerchronik" | [19] Vorlesepult | [20] Toraschrein | [21] Zitiert nach Alemannia judaica | [22] Briefe des Bezirksrabbiners Immanuel Adler Archiv der Ehemaligen Synagoge Kitzingen

Die Vereinigung hat von Amtswegen . . . auch gegen den Willen der Beteiligten[23] zu erfolgen.“ Damit war das Ende der Kultusgemeinde besiegelt, schließlich fügte sich auch der Gemeindevorstand und stellte selbst den Antrag zur Vereinigung mit Marktbreit.

Die Anzahl der Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens ging weiter zurück. Über das Miteinander der Glaubensgemeinschaften war bei einer Befragung von Zeitzeugen im Jahr 2006 für die Jahre vor 1933 nur Positives zu eruieren. Nicht ganz in dieses friedliche Miteinander passt allerdings ein Eintrag in das Protokollbuch der örtlichen SPD über eine außerordentliche Sitzung vom 20.April 1920: „ Punkt 2 Die Judenhetze, Es wurde zu diesem Punkt Stellung genommen und eine Resolution gefast [sic], dass die Versammlungen des Schutz-und Trutzbundes zu verwerfen sind und diese aufs entschiedenste zu bekämpfen sind.“ Unklar ist, ob es sich bei der Hetze um ein örtliches Phänomen handelte, oder ob es um das allgemeine politische Klima in Deutschland ging.
Erst nach 1933 sollen nach den erwähnten Befragungen von Zeitzeugen die wenigen 1933 noch hier lebenden Juden boykotiert, gedemütigt und auch schikaniert worden sein. Sofie Zimmern und die Brüder Rudolf und Leopold Sänger waren die letzten Juden Obernbreits. Sie wurden 1942 deportiert und ermordet.

Die umgestaltete ehemalige Synagoge ist sichtbare Erinnerung an die Obernbreiter Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens.

Professorin Anita Benario-Prestes aus Rio de Janeiro am 17.02.2008 vor dem Haus (gegenüber dem Obernbreiter Rathaus), das der Bruder ihres Urgroßvaters 1843/1844 baute.

[23] StAWü Akt. Nr. 7132

Die ehemalige Obernbreiter Synagoge
Zu Baugeschichte und Baugestalt einer spätbarocken Landsynagoge in Unterfranken

Hans-Christof Haas, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Bau- und Nutzungsgeschichte

Die jüdische Gemeinde Obernbreits schuf 1748 mit dem Bau der Synagoge in der früheren Judengasse, der heutigen Kirchgasse, ihr kulturelles Zentrum, das eine Männer- und eine Frauenabteilung sowie eine Wohnung und eine Mikwe besaß[1]. Der Baumeister des jüdischen Gotteshauses ist bisher nicht bekannt, auch gibt es keine Informationen, ob die Synagoge einen Vorgängerbau besaß. Wahrscheinlich kamen die jüdischen Obernbreiter zuvor in einem privaten Betsaal zum Gottesdienst zusammen. Nach Jahren des kontinuierlichen Wachstums begann seit den 1860er Jahren – wie in allen fränkischen jüdischen Gemeinden – die Abwanderung in die größeren Städte oder ins Ausland[2], sodass die Obernbreiter Kultusgemeinde 1910 ihrer Eingliederung nach Marktbreit zustimmen musste[3]. Die Schule wurde bereits 1908 verkauft, die Synagoge 1911, wobei zuvor die Ausstattung veräußert werden sollte, wie folgendes Inserat in der Zeitschrift „Der Israelit" vom April 1911 belegt: „Synagogeneinrichtung. Infolge Auflösung der Kultusgemeinde Obernbreit wird die innere Einrichtung der dortigen Synagoge bestehend in sehr gut erhaltenen Männer- und Frauenständen, Almemor, Steinverkleidung des Oronhakodesch und 1 Lüster etc. billig abgegeben. Offerten an Kultusvorstand S. Weinberg in Marktbreit."

Ältestes bekanntes Foto des Gebäudes. Aufgenommen etwa 1927. Beilage der „Sängerchronik"

[1] Der vorliegende Aufsatz präsentiert die Ergebnisse der bauhistorischen Betrachtung der früheren Synagoge. Der Autor hat das Gebäude im Rahmen seines Dissertationsvorhabens: „Synagogen in Franken im 18. Jahrhundert" an der Otto-Friedrich-Universität und als Mitglied des Graduiertenkollegs „Bauforschung – Kunstwissenschaft – Denkmalpflege" der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der TU Berlin mit den Methoden der Bauforschung untersucht. Die Arbeit umfasst ein verformungsgetreues Aufmaß, eine restauratorische Befunduntersuchung sowie eine gefügekundliche und dendrochronologische Analyse. Ich danke für die großzügige Unterstützung meinem Erstgutachter Herrn Prof. Dr.-Ing. Manfred Schuller, der seit 2006 den Lehrstuhl für Baugeschichte, historische Bauforschung und Denkmalpflege an der TU München innehat. Frau Maria Keinath, der früheren Eigentümerin der Synagoge, danke ich im Besonderen, da sie mir jederzeit den Zugang zum Gebäude gewährte und mir mit ihrer authentisch altfränkischen Kochkunst regelmäßig die Arbeit zum Vergnügen werden ließ. Zu großem Dank bin ich verpflichtet Herrn Altpfarrer Helmut Walz, der den Abschluss der Instandsetzung leider nicht erleben durfte, Herrn Altbürgermeister Friedrich Heidecker, der mit unermüdlicher Energie die Gründung des Fördervereins und die Sanierung vorangetrieben hat, Frau Gisela Bamberg, die mich neben vielen wertvollen Hinweisen insbesondere auf die Sänger-Chronik aufmerksam gemacht hat, Herrn Architekt Christian Küster, der geduldig alle Wünsche der Bauherren, Bauforscher und Denkmalpfleger erfüllt hat, und Herrn 1. Bürgermeister Bernhard Brückner, der von Seiten des Marktes Obernbreit jederzeit die erforderliche Hilfe gab, das Projekt zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen. Meiner Frau Franziska Haas danke ich für die Unterstützung bei der Erstellung des tachymetrischen Messnetzes und die anregenden Diskussionen zur Bauanalyse.

[2] Zur allgemeinen Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Unterfranken und dem denkmalpflegerischen Umgang mit den gebauten Zeugnissen vgl.: Haas, Hans-Christof: 100 Jahre Schutz und Zerstörung. Der Umgang mit Denkmälern jüdischer Kultur in Unterfranken von 1911 bis 2011, in: : Die Denkmalpflege, 69. Jg. Heft 2, München 2011, S. 121-132.

[3] Haas, Hans-Christof / Heidecker, Friedrich: Die ehemalige Synagoge in Obernbreit, in: Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen 2013. Im Bannkreis des Schwanbergs, Dettelbach 2013, S. 175-184, hier: S. 179.

Nach dem Verkauf wurde das Gebäude unter anderem für die Wartung landwirtschaftlicher Maschinen, später als Schuppen und Lagerhalle genutzt. Neben der Ausstattung wurden die Binnenwände sowie das hölzerne Tonnengewölbe über der Männersynagoge entfernt und die Bodenniveaus verändert: Der tiefer gelegene Betsaal wurde aufgeschüttet und im Westen das Niveau abgetieft, um durch eine in der Südwand eingebrochene Öffnung die nun geschaffene Halle ebenerdig befahren zu können. Die neuen Eigentümer richteten eine Schmiedeesse mit Kohlebunker ein, erbauten anstelle der ehemaligen Frauenempore ein Zwischengeschoss zu Lagerzwecken und brachen später noch ein breites Werkstattfenster in die Südwand. Das Gewölbe des Kellerhalses wurde abgerissen und der steile Abgang zur Mikwe verfüllt, so dass das Tauchbad fast 100 Jahre nicht zugänglich war. An der Ostwand vermauerte man den breiten Kellereingang, das Fenster der Frauenempore und das daneben befindliche Fenster der Männersynagoge. Der Toraerker wurde durch eine Tür ersetzt. An der Nordfassade wurden die hohen Fensterbahnen der Männerempore teilweise verschlossen. In den 1970/80er Jahren erhielt der Außenbau einen neuen, zementhaltigen Rauputz und Anstrich.

Die Beschreibung der Synagoge in der „Sänger-Chronik“

Die Familie Sänger hatte seit mehreren Generationen in Obernbreit gewohnt[4]. Die Brüder Leopold und Rudolf Sänger gehörten zu den letzten in Obernbreit lebenden Juden. Sie wurden 1942 nach Theresienstadt deportiert und kamen dort um[5]. Ihr Bruder Joseph Sänger war 1884 in Obernbreit geboren und übersiedelte 1920 nach Saarbrücken, wo er ab 1927 die Familienchronik niederschrieb. Er flüchtete 1936 vor der NS-Diktatur nach Amsterdam, später nach Frankreich. 1942 wurde er in Dijon verhaftet, nach Auschwitz verschleppt und ermordet. Da er 1927 viele Details aus der Erinnerung oder nach Erzählungen notierte, sind manche Angaben sicherlich kritisch zu hinterfragen, dennoch stellen sie eine der wichtigsten Quellen zum jüdischen Leben in Oberbreit dar. Das Original der Chronik liegt in Jerusalem im Archiv der Gedenkstätte Yad Vashem. Im Folgenden werden die Passagen abgedruckt, die entscheidende Hinweise zur Geschichte und früheren Gestalt der Synagoge geben:

„[…] Obernbreit hatte noch bis zum Jahre 1906 eine schöne Synagoge. Am Ende der Judengasse - heute ist es leider eine Scheune - lag sie, von drei Seiten zu erreichen. Den kurzen Weg nahm man hinzugehen & den langen Weg fortzugehen. Der Bau selbst dürfte ungefähr um das Jahr 1790 entstanden sein. Der Traustein, welcher noch zu sehen, ist an der linken Seite des Gebäudes daran anschließend der große Hof mit der jüdischen Gastwirtschaft (Breile) worin sicher die Hochzeiten abgehalten wurden. Der Traustein hat die Inschrift Kol choson wekaul Kalo[6] um einen Magen David[7] nebst der Jahreszahl. Die Synagoge war äußerlich einfach von einem modernen Hause nicht zu unterscheiden. Das Ole weja-ured (auf & absteigen) war dadurch gekennzeichnet, daß man einen Tritt aufstieg, dann durch den Flur die Treppen hinabstieg. Dies mögen ungefähr acht Treppen gewesen sein. Rechts und links die Bänke der Männer ungefähr je 15 Reihen a 4 Plätze. 120 Männer konnten sich hier zu gemeinsamer Andacht versammeln und diese Plätze waren in den Jahren um 1840 bis 1870 noch alle besetzt. In der Mitte der Synagoge stand der Allmemor Vorlesepult. Dieser war aus Holz elipsenförmig. Der Tisch worauf man die Sefer[8] zum vorlesen legte war verstellbar & dem Feste bzw. dem Tage entsprechend mit einer Schulchandecke bedeckt. Die Rückseite des Tisches war eine Bank worauf rechts die große Anzahl Wimpeln[9] lag & wo man mit dem zweiten Sefer[10] Platz nahm. Auch Hakboo[11] und Gelilo[12] wurde auf dieser Bank vorgenommen. Vor dem Schulchan rechts war der Stand des Chaßen (Vorbeter) links das gleiche Pult, der Platz für die Awelim[13] zum Kadisch sagen. In der Mitte der gegen Osten stehenden Vorderwand war ein Einbau für die Sefer-Tauros[14] zu welchem man zwei Treppen emporstieg. Prächtige goldbestickte Vorhänge, einen getriebenen Chanukaleuchter und schöne Kronenleuchter gaben dem Gotteshause ein weihevolles Gepräge. Die Frauen-Synagoge bestand aus einer Empore, die in den 60er Jahren angebaut wurde. Diese hing der Breite nach an der Rückmauer der Synagoge und war von der Frauenabteilung, die links vor der Eingangstüre zur Männerabteilung durch Treppen erreichbar und längs der Synagoge lag, mittels einiger Treppen zu erreichen. Während die Bänke der ursprünglichen Frauenabteilung in derselben Richtung als die der Männer standen, waren die Bänke

---

[4] Zur Geschichte der Familie Sänger vgl.: Dohna, Jesko Graf zu: Die „Jüdischen Konten“ der Fürstlich Castell´schen Credit-Cassen und des Bankhauses Karl Meyer KG (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Neujahrsblätter Bd. 45), Castell 2005, S. 97-99; Walter Geuder (Hg.): Aus den Obernbreiter Kirchenbüchern. 50 Jahre Reichskristallnacht. Der letzte Weg eines jüdischen Mitbürgers, Masch. O. J. und o. O.; Yad Vaschem, Jerusalem, File Number 0.8/69: Chronik der Familie Sänger. [5] Geuder, Kirchenbüchern. | [6] Die Übertragung der hebräischen Inschrift ist offenbar nicht gelungen. | [7] Magèn David“; in Franken auch gebräuchliche Schreibweise „Mochem David“; bedeutet „Schild Davids“ und wird allgemein als „Davidsstern“ bezeichnet. | [8] Sefer“ bedeutet eigentlich „Buch“ und im sakralen Kontext „Torarolle“. | [9] Es handelt sich um weiße Bänder, die aus den Windeln hergestellt wurden, in denen das Blut nach der Beschneidung gestillt worden war. Auf die Wimpel wurden der Name des Beschnittenen und - in Süddeutschland - auch Segenssprüche des Inhalts, dass der Junge aufwachsen solle zur Tora, zur Heirat und zum Tun guter Werke gestickt. Mit solchen Bändern wurden die Torarollen umwickelt. | [10] Manchmal wurde eine zweite Torarolle bereit gelegt; die Gemeinden hatten meist mehrere Torarollen. | [11] Das Zeigen der Rolle durch Hochheben. | [12] Das Binden der Rolle nach der Lesung. | [13] Die Trauernden | [14] „Tauros“ ist das askenasische Terminus für „Tora“

in der Empore der Breite nach angebracht. Jeder Sitzplatz hatte eine Einrichtung zum Halten einer Kerze. Die Frauenabteilungen waren mit Gittertürchen (grünen Maschendraht) abgeschlossen. Diese konnte man beliebig öffnen, wenn die Gattin mit ihrem Manne einmal lachen, oder ihm einen strafenden Blick zuwerfen wollte.

Eigentlich stand die Synagoge ganz frei. Drei Seiten waren durch Wege erreichbar, die vierte Seite war das Höfchen. Dies lag an der Ostseite gegen den Giebel des Hauses Frohnhöfer. Von diesem Hofe aus führte eine Treppe zur Mikweh die gut eingerichtet war und auch einen Brunnen hatte. Die Einrichtung selbst habe ich noch nie gesehen, nur weiß ich, daß die Mikweh im Jahre 1895 neu renoviert wurde. Benutzt wurde sie nur selten. Heute liegt sie vergessen da und ich glaube, dass der jetzige Besitzer der Synagoge den Weg zu ihr noch nicht gefunden hat. Eine sehr schöne Wohnung hatte auch die Synagoge. Der letzte Bewohner war der Chassen Starapolsky, welcher eine herrliche Stimme hatte. Die Wohnung war durch dieselben Treppen zu erreichen wie die Frauenabteilung der Synagoge. Eine enorme Anzahl alter Bücher (Schemans genannt)[15] lagen in der Synagoge. Ich erinnere mich noch gut, dass man einen großen Wagen voll, einst in Rödelsee begrub, um sie vor Entweihung zu schützen […].“[16]

Die Baugestalt der Synagoge
Außenbau

Obernbreit liegt an den historischen Straßen von Marktbreit nach Seinsheim sowie von Enheim nach Michelfeld. Das im Lauf der Jahrhunderte hochverdichtete Haufendorf entwickelte sich um die Kirche, die sich auf einem Sporn über Breit- und Steinbach erhebt. Östlich steht das 1610 errichtete Rathaus mit der davor platzartig aufgeweiteten Marktbreiter Straße. Die frühere Judengasse grenzt südlich an den Kirchenumgriff an, hier befanden sich die Judenschule (Kirchgasse 33), die Schächterei (Kirchgasse 9) und die Synagoge. Das mit einem Halbwalmdach überfangene Bethaus stand ursprünglich frei an der Ecke Kirchgasse / An der Synagoge. Der 1½-geschossige Massivbau ist giebelseitig zur Kirchgasse orientiert, der First verläuft in Ost-West-Richtung. Die Ansichten sind aufgrund der unterschiedlichen Nutzungen uneinheitlich gestaltet. Die vier hoch liegenden Fenster der Frauenempore und das für die Nutzung als Werkstatt eingebrochene Schiebetor bestimmen die Südfassade. Die ursprüngliche Gliederung im Bereich des Mauerdurchbruchs ist nicht bekannt. Die Westwand gliederten der Eingang und drei Fenster, je eins für die Stube, die Küche und einen weiteren Raum, sowie ein Kelleroberlicht. Die drei hohen segmentbogenförmig geschlossenen Fenster des Betsaals dominierten die Nordfassade.

Neben einem weiteren Kelleroberlicht nahm sie auch den sogenannten Chuppastein auf, der einen Davidsstern, Segenswünsche und die Jahreszahl 5528 zeigt, die im christlichen Kalender dem Jahr 1748 entspricht. Die dendrochronologische Untersuchung bestätigt diese Angabe als Bauzeit[17]. Die Ostansicht war ursprünglich geprägt durch den außermittig vorstehenden Toraerker, der im Urkataster nachvollziehbar ist, und das darüber eingesetzte Misrachfenster. Zwei hohe Fensterbahnen flankierten den Standerker, am nördlichen, teilweise vermauerten Gewände, sind originale Putz- und Fassungsreste erhalten. Im Süden befanden sich ein hochliegendes

Nord- und Westfassade 2012

[15] Bücher mit religiösen Inhalten. | [16] Yad Vaschem, Jerusalem, File Number 0.8/69: Chronik der Familie Sänger, S. 20-24.

Fenster, das die Frauenempore beleuchtete, und das breite, zweiflügelige Tor zu Keller und Mikwe. Alle Fenster konnten mit hölzernen Läden verschlossen werden.

Keller und Mikwe

Die Synagoge ist teilweise über einem älteren Gewölbekeller errichtet, der unter dem westlichen Gebäudeteil[18] liegt. Der Scheitel des massiven Bruchsteingewölbes verläuft in Nord-Süd-Richtung, an den Schildmauern sind jeweils Lichtnischen eingebaut. Darüber hinaus besaß der Keller eine Schüttöffnung im Scheitel und zwei Oberlichter, wobei das in der Westwand erst mit dem Bau der Synagoge eingebrochen wurde. Die Wandfluchten des Kellers stimmen nicht mit den Umfassungsmauern der Synagoge überein, im Westen reicht der Keller sogar bis unter die Kirchgasse. Zusammen mit dem ebenfalls überwölbten Kellerhals gehörte er möglicherweise zu einem älteren Bauern- oder Winzerhof und diente der Lagerung von Lebensmitteln und Weinfässern. Ein breites Rundbogengewände steht zu Beginn des Kellers, die Angelsteine belegen einen einflügeligen Torflügel. Die jüdische Gemeinde ließ nachträglich in Kellerhals und Keller eine Grundwassermikwe eingraben. Wahrscheinlich geschah dies einheitlich mit dem Synagogenneubau, schließlich hätte eine Mikwe an anderer Stelle mit bedeutend weniger Aufwand angelegt werden können. Obernbreit liegt an zwei Fließgewässern, so dass das Grundwasser in manchen Quartieren sehr hoch ansteht. Vermutlich wollte die Gemeinde bewusst einen Multifunktionsbau errichten, der neben der Synagoge und der Mikwe auch eine Wohnung für den Vorsänger aufnahm. Da an der Straßenkreuzung an der Südwestecke ein alter Brunnenstandort belegt ist, war die Tiefe des Wasserspiegels bekannt, so dass die Länge und das Steigungsverhältnis der Treppe exakt geplant werden konnten. In die breite Kellertreppe wurde ein zweiter, steilerer Lauf eingegraben, der bei einer Steigung von 45 Grad, das entspricht 100 %, mit 44 Sandsteinstufen in 10 Meter Tiefe führt. Die Schachtmauern bestehen aus mit Kalkmörtel versetzten Bruchsteinen. Bis zu 40 cm tiefe Gerüstlöcher lassen auf die Stärke des Mauerwerks schließen. Vermutlich musste ursprünglich ein erheblich breiterer Schacht ausgehoben werden, dessen Wände bei zunehmender Tiefe mit Brettern und Sprießen gegen den Erddruck und das Nachrutschen von Erdreich abzusichern waren. Nach Erreichen des Grundwasserspiegels wurden von unten her die Stufen gesetzt, die oftmals aus zwei Teilen gearbeitet sind, um sie in der beengten Situation einzubauen. Darüber wurden dann sukzessive die umgebenden Schachtwände als massives Mauerwerk errichtet.

Kleine Nischen zum Abstellen von Kerzen begleiten den Abgang, so dass er zumindest schummrig beleuchtet werden konnte. Zum Tauchbecken weitet sich der enge, 0,60-0,65 Meter breite Treppenschacht auf eine Breite von 0,85-1,20 Meter. Das Becken und die zehn letzten Stufen sind massiv überwölbt, ein rundbogiges Türgewände führt in den Raum. In die Wand ist ein eiserner Kerzenhalter eingelassen, an den Haken in der Schachtwand war früher ein Handlauf angebracht, an dem sich die Frauen festhalten konnten, wenn sie ins 10-12 Grad Celsius kalte und bis zu 1,20 Meter tiefe Wasser stiegen. Das Gewölbe diente einerseits der Stabilität des Schachtes und fing den Erddruck von beiden Seiten auf, andererseits verhinderte es das Hineinfallen von Schmutz und Kleinteilen, die zu einer ständigen Verunreinigung des Bades geführt hätten. Entlang der Schachtoberkante waren im Kellerboden mit einem Falz versehene Sandsteingewände und Balken eingesetzt. In diese konnten Holzbretter gelegt werden, um die Öffnung abzudecken. Am oberen Ende des Kellerhalses befanden sich eine weitere Türanlage und ein kleiner Vorraum, von dem man durch das breite Tor an der Ostseite ins Freie gelangte.

In die Mikwe war nachträglich eine Pumpe aus Holzrohren eingebaut worden, wobei in der Nordwestecke des Gewölbes ein Loch geschlagen werden musste, um die Steigleitung einzusetzen. Bisher konnte nicht geklärt werden, ob dieser Einbau noch zur Zeit der Synagogennutzung oder erst nach der Profanierung erfolgte. Bereits am 21. September 1812 hatte der Districts=Arzt Weinrich aus Marktbreit die Mikwe begutachtet und dabei eine Pumpe erwähnt:

„Obernbreit. Hier befindet sich in der, ebenfalls der Gemeinde zugehörigen, Tauche eine Pumpe, um die Wassermasse immer in der gehörigen Proportion zu erhalten. Hier wird also die Vorrichtung noch weniger kosten, welche auch schon ins Werk gesetzt worden wäre, wenn sich nur die Meinungen hätten vereinigen lassen. Die Gemeinde zu Obernbreit ist zahlreich und vermöglich genug zu einer solchen Ausgabe[19]." Vielleicht hatte die Gemeinde eine Pumpe installiert, um den Wasserspiegel kurzfristig zu regulieren oder Wasser zu entnehmen, um es zu erwärmen. Möglicherweise wurde die Pumpe aber auch erst unmittelbar vor dem Verschütten der Mikwe installiert, um sie weiter als Hausbrunnen nutzen zu können. Für diese Theorie würde der Umstand sprechen, dass der überwölbte Raum mit dem Becken vor der Verfüllung sorgfältig abgemauert wurde; so-

[18] Dendrochronologischer Bericht von Dipl.-Holzwirt Thomas Eißing, Otto-Friedrich-Universität Bamberg vom 22. Dezember 2004; die Probenentnahme hat Dipl.-Ing. Hans-Christof Haas durchgeführt. | [18] Süss, Hans-Peter: Jüdische Archäologie im nördlichen Bayern. Franken und Oberpfalz (=Arbeiten zur Archäologie Süddeutschlands, Bd. 25), Büchenbach 2011, S. 102-104, widmet in seinem katalogartig angelegtem Werk der Obernbreiter Synagoge und Mikwe ein Kapitel, das inhaltlich auf den Forschungen des Autors beruht und auf diese verweist. | [19] StAW, Reg.v.Ufr. AB 6487; ich danke Pfarrer Hans Schlumberger für diesen Hinweis, der wie der Autor Mitarbeiter des Projekts Synagogen-Gedenkband Bayern ist.

mit blieben der Raum und das Wasserbecken mit der Pumpe unbeschadet erhalten.

Brunnenruine.
Beim Freilegen der Mikwe vorgefunden.

Wohnung im Erdgeschoss

Obwohl alle Fachwerkwände der Binnengliederung entfernt sind, lässt sich der Grundriss anhand der Putz- und Fassungsreste, der Abdrücke an den Deckenbalken und der Beschreibung in der Chronik der Familie Sänger bis auf wenige Details vollständig rekonstruieren. Er war unterteilt in den im Osten gelegenen Synagogenbereich mit Männer- und Frauenabteilung sowie einer Wohnung im Westen. Der Eingang lag außermittig an der Westseite zur Kirchgasse. Da die Tür zuerst von Innen und später von Außen vermauert wurde, ist das originale Türblatt in seinen Angeln erhalten. Türschwelle und -blatt, sowie Bänder und Angeln wurden zwar während einer Renovierung umgearbeitet, dürften jedoch noch aus der Erbauungszeit stammen. Ein zentraler Gang führte geradeaus zur Männersynagoge. Linker Hand lag ein hoher, unbeheizter Raum mit einem Fenster in der Westwand, dessen Nutzung noch nicht abschließend geklärt ist. Er weist nur wenige Fassungen auf, sodass er offensichtlich keinen intensiven Gebrauch erfahren hatte. Die Westwand zeigt lediglich eine Sockelfassung über einer dünnen Schlemme. An der Nordwand konnte ein früheres Kelleroberlicht nachgewiesen werden, das mit einer Betonplombe an der Kellerdecke korrespondiert. Da die Gemeinde bereits im Jahr 1712 eine Schule errichtet hatte, dürfte ein Schulraum ausscheiden, möglicherweise diente das Zimmer als Bibliothek, zur Aufbewahrung von Kultgegenständen oder als weitere Kammer für die Wohnung. Unmittelbar vor dem Eingang zur Männersynagoge verlief ein Stichgang mit einer Treppe nach Süden, der die Frauenempore sowie die Wohnung erschloss. Diese bestand aus zwei Zimmern, einer kleinen Küche und einer Wohnstube, die die beiden einzigen heizbaren Räume waren. Die in der letzten Fassung rot gestrichene Küche zeigt an der Wand den Abdruck einer Rauchabzugshaube. Darunter befindet sich der vermauerte Sturz des zweiten Kelleroberlichts. Beide Zimmer waren durch ein Fenster nach Westen belichtet.

Ob die Stube noch eine weitere Öffnung nach Süden aufwies, ist ungewiss, da in diesem Bereich nach 1911 eine breite Öffnung für das Tor eingebrochen wurde. Der Wohnraum ist durch eine Vielzahl an Farbschichten gekennzeichnet, die eine intensive Nutzung der Wohnung belegen. Dies korrespondiert mit den zahlreichen Inseraten der Obernbreiter Kultusgemeinde in der Zeitschrift „Der Israelit“, in der wiederholt die Stelle des Vorsängers und Schächters ausgeschrieben war[20]. Dabei bot die Gemeinde neben einem regelmäßigen Gehalt auch die Dienstwohnung in der Synagoge an, wie die Annonce vom 24. Februar 1869 belegt: „Erledigt - die Schächter- und Vorsängerstelle dahier mit einem jährlichen Einkommen von circa 300 Gulden nebst freier Wohnung. Bewerber wollen sich innerhalb 4 Wochen an den Unterzeichneten wenden. Obernbreit bei Marktbreit am Main, 17. Februar 1869. Der israelitische Kultus-Vorstand Samuel Rosenfeld.“

Fenster an der Westwand. Von außen zugemauert.

Männerbetsaal und die Frauenempore

Der bereits erwähnte Hausflur führte direkt in die Männersynagoge, die im Nordosten des Gebäudes lag, während die Frauenabteilung den Saal im Süden begleitete. Dies ist sehr unüblich für Synagogengrundrisse, da ansonsten die Frauenemporen bei einer ausschließlich seitlichen Anordnung meistens im

[20] Vgl. http://www.alemannia-judaica.de/obernbreit_synagoge.htm sowie http://www.compactmemory.de/; weitere Inserate erschienen am 22. Juni 1870, am 12. Juli 1871, am 8. September 1875, am 23. Mai 1887, am 27. August 1894 und zuletzt 4. November 1901.

Norden situiert waren. Hierfür sind keine religiösen Vorschriften aus der Halacha bekannt, es dürfte sich eher um praktische Gründe gehandelt haben, da die großen Fensterbahnen im Süden die Männersynagogen besser belichteten. In Obernbreit ist die ungewöhnliche Grundrissanordnung sicherlich dem älteren Keller mit seinem langen Kellerhals an der Südflanke des Gebäudes geschuldet. Somit konnte darüber nur die hoch gelegene Frauenempore eingebaut werden und der hohe Betsaal der Männer fand seinen Platz im Norden.

Die Männersynagoge erhob sich über rechteckigem Grundriss mit einer Länge von 7,40 Meter und einer Breite von 6,10 Meter. Im Westen führte mittig eine Sandsteintreppe hinunter in die Halle, die ein fast halbkreisförmiges Tonnengewölbe überfing, das weit in das Dachwerk hineinreichte. Das Gewölbe bestand aus einer Lattenkonstruktion, die auf die exakt zugeschnittenen Sparrenknechte, Kopfbänder und Druckriegel genagelt und anschließend mit einem mehrlagigen Kalkmörtel verputzt war. Zwei durchlaufende Ankerbalken sollten den Schub des einhüftigen Sparrendaches aufnehmen, da aufgrund des Gewölbes keine Zerrbalkenlage eingebaut werden konnte; die übrigen Sparren wurden in eine Stummelbalkenlage eingezapft. Die nach außen geneigte und stark verformte Nordwand zeigt deutlich, dass diese Konstruktion bereits früh versagte und die Schubkräfte des Sparrendaches die Mauer regelrecht ausbeulten. Als Reparatur ließ die Gemeinde die Ankerbalken an beiden Traufseiten mit eisernen Schlaudern an den Mauerlatten befestigen, um einen kraftschlüssigen Lasteintrag zu gewährleisten. Drei regelmäßig angeordnete, hochrechteckige Fenster belichteten die Männersynagoge an der Nordfassade. Der Toraschrein stand mittig vor der Ostwand und wurde von zwei Fenstern gerahmt, darüber konnte die Öffnung des Misrachfensters nachgewiesen werden. Die Sockelzone der Männersynagoge war nicht verputzt, sondern mit einer Holzvertäfelung verkleidet, die möglicherweise auch die Sitze der Gläubigen integrierte. Die zur Befestigung notwendigen Holzdübel stecken noch in der Wand, ferner sind deutlich die Kanten am Übergang zur verputzten Wandfläche zu erkennen. Auf dem Putz konnten neun Anstriche nachgewiesen werden, von denen insbesondere die erste und die letzte Fassung aufwendiger gestaltet waren[21]. Somit wurde etwa alle 20 Jahre ein Überholungsanstrich vorgenommen, was sicherlich auf die starke Verschmutzung durch Kerzenruß zurückzuführen ist. In der ersten Fassung waren die Fenstergewände von der weißen Wandfläche grau abgesetzt, wobei die Farbe fünf Zentimeter auf die Laibung zieht und oberhalb der Sohlbank mit einem aufgemalten Profil und Volute ausläuft. Die jüngste Fassung dürfte aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammen. Damals erhielten die Wandflächen einen monochrom grauen Anstrich, den senkrechte und waagrechte Bänder entlang des Gewölbekämpfers und der Fenster begleiteten. Die Streifen bestanden aus einer mehrschlägigen Schablonenmalerei mit einem in Schwarz gerahmten geometrischen Muster, das farbenfroh in Rot-, Blau- und Ockertönen gefüllt wurde. Gleichzeitig war die Schildwand des Gewölbes in leuchtendem Ultramarinblau gestrichen und mit filigranen Sternen und einem Magen David verziert, um einen Himmel darzustellen.

Erhaltener Rest der Unterkonstruktion des Tonnengewölbes

[21] Die restauratorische Befunduntersuchung erstellten die Hans-Schuller & Spitzner GbR, Bamberg. Das Graduiertenkolleg „Bauforschung – Kunstwissenschaft – Denkmalpflege“ der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der TU Berlin übernahm die Untersuchungskosten im Rahmen des Dissertationsvorhabens des Autors. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Dokumentationsarchiv Schloss Seehof: Hans-Schuller & Spitzner GbR: Restauratorische Untersuchung / Putz- und Fassungsbefund Innenraum, Bamberg 9. Juni 2005, S. 5-6.

Im Zuge der Abtiefung auf das historische Bodenniveau traten während der Sanierungsarbeiten das Fundament und die erste Stufe der Steintreppe zutage, die vom Hausflur in den Betraum hinunterführte. Joseph Sänger berichtete 1927: „Das Ole weja-ured (auf & absteigen) war dadurch gekennzeichnet, daß man einen Tritt aufstieg, dann durch den Flur die Treppen hinabstieg. Dies mögen ungefähr acht Treppen gewesen sein." Dieses tiefer gelegene Laufniveau war typisch für die Synagogen des 17. und 18. Jahrhunderts. Es ermöglichte bei den oftmals restriktiven Bauauflagen einen höheren Saal und wird von religiöser Seite mit Psalm 130 des Alten Testaments begründet: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir". Ferner kamen Sandsteinplatten des früheren Bodenbelags zum Vorschein, die offensichtlich noch auf die mittige Bima ausgerichtet waren. Vermutlich waren vor allem die Laufflächen mit Sandsteinplatten ausgelegt, da der Belag in großem Abstand zur Nordwand geradlinig abbricht. Wahrscheinlich war im Bereich der Stände ein Dielenboden verlegt, der weniger Kälte abstrahlte. Möglicherweise gab es darüber auch einen jüngeren Bodenaufbau mit modernem Gestühl, da uns Joseph Sänger informiert, dass „Rechts und links die Bänke der Männer ungefähr je 15 Reihen a 4 Plätze" standen. Die liturgische Ausstattung der Synagoge mit Bima und Toraschrein ist nicht überliefert, es ist auch nicht bekannt, inwieweit das oben bereits genannte Verkaufsinserat der Gemeinde erfolgreich war. Der Toraschrein, auch Aron ha-Kodesch genannt, war sicherlich noch aus der Bauzeit, da er eine Steinverkleidung aufwies. Anhand des Putzabdrucks und der Gestaltung vergleichbarer Anlagen ist zu vermuten, dass er aus einer Ädikula bestand und möglicherweise einen gesprengten Giebel trug, zwischen dem das Misrachfenster eingesetzt war[22]. Die Bima war offensichtlich im Laufe der Zeit erneuert worden, da die ellipsenförmige Ausführung aus Holz für die Mitte des 18. Jahrhunderts untypisch ist und eher auf eine Entstehung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließen lässt. Die von Joseph Sänger bezeugte zentrale Aufstellung weist auf eine konservative Ausrichtung der Obernbreiter Kultusgemeinde hin, da ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Reformbewegung unter dem Judentum stark wurde. In der Folge erhielten die Betsäle ähnlich christlichen Kirchen fest eingebaute Bänke und eine nach Osten versetzte Bima. Der von Sänger erwähnte große Chanukkaleuchter der Obernbreiter Synagoge wurde nach der Gemeindeauflösung in der Marktbreiter Synagoge aufgestellt und ging dort während der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 verloren[23].

Die Frauenempore lag über dem Abgang zur Mikwe und wurde im Süden von vier Fenstern mit geradem und im Osten von einem Fenster mit segmentbogenförmigem Sturz belichtet. Die Fenster sind mit den Läden und historischen Beschlägen erhalten, wobei sich anhand der Beschläge mindestens eine Renovierungsphase festmachen lässt. Dabei wurden die Sohlbänke um eine Ziegelsteinlage erhöht und gleichzeitig in die westlichste ein Opferstock eingebaut. Das Niveau des abgebrochenen Bodens ist anhand der Putzabdrücke nachzuvollziehen. Teilweise ist noch die ursprüngliche Decke mit Putz- und Fassungsresten vorhanden; an der Südwand ist als letzte Fassung ein blauer Grund mit gelben Sternen erkennbar. In der ersten Fassung konnten auf die Wand aufgemalte Zahlen der Sitzplatzverteilung nachgewiesen werden. Dieser seltene Befund belegt die strenge Reglementierung bei der Platzvergabe, da diese von der Kultusgemeinde erworben werden musste. Auf diese Art finanzierten die jüdischen Gemeinden die Bau- und Unterhaltskosten der Synagogen. Nach den Ausführungen Josephs Sängers erfuhr die Frauenabteilung in der 1860er Jahren eine Erweiterung, die am Baubefund jedoch nicht mehr nachzuvollziehen ist: „Die Frauen-Synagoge bestand aus einer Empore, die in den 60er Jahren angebaut wurde. Diese hing der Breite nach an der Rückmauer der Synagoge und war von der Frauenabteilung, die links vor der Eingangstüre zur Männerabteilung durch Treppen erreichbar und längs der Synagoge lag, mittels einiger Treppen zu erreichen." Sänger unterschied von der Frauenabteilung im Süden eine nachträglich eingebaute Empore an der im Westen gelegenen Rückwand des hohen, überwölbten Betsaals. Die Empore war offensichtlich über eine kurze Treppe von der Frauenabteilung zu begehen. Möglicherweise fand der Emporeneinbau bereits früher statt, da die Gemeinde in den 1860er Jahren bereits ihren Höhepunkt überschritten hatte.

[22] Die 1756 erbaute Synagoge in Mühlhausen / Mittelfranken besaß einen derartig gestalteten Toraschein, vgl.: Haas, Hans-Christof: Mühlhausen, in: Mehr als Steine ... Synagogen-Gedenkband Bayern, Bd. 2. Hg: Kraus, Wolfgang / Hamm, Berndt / Schwarz, Meier, Lindenberg im Allgäu 2010, S. 434-447.

[23] Im Archiv der Gedenkstätte Yad Vaschem liegt eine Fotografie des Leuchters vor.

Würdigung

Die Erforschung der Obernbreiter Synagoge mit der Entdeckung der Mikwe hat unser Wissen über das fränkische Landjudentum im 18. Jahrhundert um entscheidende Details bereichert. Die 10 Meter unter Straßenniveau gelegene Mikwe wurde wahrscheinlich 1748 gleichzeitig mit dem Synagogenneubau in einen bestehenden Keller eingegraben, möglicherweise handelt es sich sogar um eine ältere Anlage (vgl. Beitrag von Katrin Keßler in diesem Band). Das Gebäude wirkt wie die meisten Landsynagogen aus dieser Zeit von außen vergleichsweise unscheinbar, lediglich die hohen Fensterbahnen des Betsaals und der Hochzeitsstein lassen es als jüdisches Gotteshaus erkennen. Das Gebäude beherbergte unterschiedliche Funktionen des Gemeindelebens und diente den jüdischen Obernbeitern 163 Jahre als Gemeindezentrum. Vergleichbare Synagogen in Veitshöchheim (Landkreis Würzburg, 1727), Allersheim (Landkreis Würzburg, 1741) und Wiesenbronn (Landkreis Kitzingen, 1793) beinhalteten ebenfalls mehrere Nutzungen wie eine Vorsängerwohnung, Schulräume oder eine Mikwe. Als Besonderheit darf in Obernbreit die Grundrissanordnung mit dem Betsaal im Norden gelten. Der unbekannte Baumeister verstand es, auf die Gegebenheiten mit dem vorhandenen Kellerhals im Süden zu reagieren und verlegte daher den Männerbetsaal nach Norden. Somit steht die Synagoge für eine sehr flexible Umsetzung des synagogalen Raumprogramms. Die seitliche Anordnung der Frauenabteilung ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts typisch, wird jedoch später zugunsten von Westemporen oder dreiseitigen Anlagen aufgegeben. Der Abschluss des großen Saals durch ein Tonnengewölbe entspricht den religiös-ästhetischen Vorstellungen dieser Zeit, um die Bedeutung des Raumes zu unterstreichen. Einerseits veranschaulichten die Gewölbe das Motiv des Himmels, andererseits vergrößerten sie die Betsäle, was zusammen mit der Abtiefung des Bodenniveaus oftmals zu überraschenden Raumwirkungen führte. Dabei kam es jedoch immer wieder vor, dass die ortsansässigen Baumeister mit den konstruktiven Anforderungen einer in das Dachwerk hineinragenden Gewölbekonstruktion überfordert waren und schnell Bauschäden auftraten. Ähnliche Befunde mit einer nachträglichen statischen Reparatur oder massiven Umbaumaßnahmen sind auch in Wiesenbronn und Reckendorf (Landkreis Bamberg, 1727) belegt[24]. Da nach der Umwidmung der Synagoge zu einer Maschinenhalle im Inneren keine Oberflächengestaltung oder Überarbeitung erfolgte, sind gerade die Außenmauern von einem großen historischen Zeugniswert. Sie dokumentieren anschaulich die unterschiedlichen Renovierungen und Nutzungen des Gebäudes. Da das Restaurierungskonzept lediglich die Konservierung des Bestandes vorsieht und bewusst auf eine Fassungsergänzung oder eine neue Gestaltung verzichtet, werden diese Befunde nun als authentisches Dokument der Nachwelt unverändert überliefert. Sicherlich gibt es andere jüdische Gotteshäuser mit einem größeren Erhaltungsgrad und umfangreicherer Ausstattung, trotzdem nimmt die Obernbreiter Synagoge in Franken eine ganz besondere Stellung ein: Einzigartig ist die Anlage und der Zustand der in den Bau integrierten Mikwe, deren Wasserspiegel 9,50 Meter unter dem Straßenniveau liegt.

[24] Zur ehemaligen Synagoge in Wiesenbronn vgl.: Haas, Hans-Christof: Wiesenbronn (Lkr. Kitzingen), Badersgasse 4, ehemalige Synagoge, in: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege. Forschungen und Berichte. Band 64 / 65 für die Jahre 2010 / 2011, München 2012, S. 235-237; zur ehemaligen Synagoge in Reckendorf vgl.: Haas, Hans-Christof: Die Synagoge in Reckendorf / Oberfranken. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung, in: Frankenland. Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege, 60. Jg. Heft 4 / 2008, S. 251-265.

Der Chuppastein an der Außenwand der ehemaligen Synagoge - rituelle Funktion und Rolle des Obernbreiter Steins für das Wissen über das Gebäude

Elisabeth Singer M.A. Wissensch. Mitarbeiterin Genisa-Forschungsstelle Veitshöchheim

Am Ende der jüdischen Hochzeitszeremonie, die traditionell unter einem Baldachin, der Chuppa, stattfindet, zertritt der Ehemann ein Glas. Wohl überwiegend auf Süddeutschland beschränkt[1] entwickelte sich der Brauch, das Glas nicht zu zertreten, sondern es gegen einen verzierten, außen an der Synagoge eingemauerten Stein zu werfen und auf diese Weise zu zerbrechen. Auch beim Bau der Synagoge von Obernbreit im Jahr 1748 brachte man einen solchen sogenannten Chuppa- oder Hochzeitsstein an der nördlichen Außenmauer an und ließ ihm die übliche Gestaltung zukommen: Die Mitte prägt ein mit dem Glückwunsch „Massel tow“[2] versehener Stern – hier ist es ein Davidstern[3] –, und um den Stern verteilt sind weitere hebräische Inschriften eingemeißelt. Zum einen kann man dort lesen „Stimme des Jubels / Stimme der Freude / Stimme des Bräutigams / und Stimme der Braut“[4]. Dies ist ein Zitat aus Jeremia[5] und Bestandteil eines der sieben Segenswünsche, die bei jüdischen Trauungen gesprochen werden. Zum anderen wurde zusätzlich das Baujahr verewigt: „508 nach der kleinen Zählung“[6].

[1] Vgl. Grotte, Alfred: Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen. Berlin 1915, S. 7. | [2] Im Sinne von „Viel Glück“ oder „Glückwunsch“. Zusammengesetzt aus jiddisch „massel“, von hebräisch „masal“ für „Glück“ und „tow“ (jidd./hebr.) für „gut“. | [3] Der Stern auf den Hochzeitssteinen ist im Grunde eine Verdinglichung des hebräischen Begriffs „masal“, der ursprünglich Zeichen, gutes Zeichen, mit den semantischen Variationen Sternzeichen, Stern, Glücksstern oder Glück bedeutete. Auf den Chuppasteinen wurden diese Aspekte zunächst in das Motiv des Himmels- oder Blütensterns umgesetzt. Der Davidstern tritt erst relativ spät als Motiv auf den Chuppasteinen auf – zuerst 1744 an der Synagoge der barocken Residenzstadt Ansbach, vier Jahre später in dem unterfränkischen Dorf Obernbreit. Vgl. Wiesemann, Falk: Jüdische Hochzeitssteine – Zum Funktionswandel des Synagogenbaus vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Frankenland. Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege (Würzburg) 60 (2008) S. 239f. | [4] Der Text beginnt in der rechten oberen Ecke (Hebräisch schreibt man von rechts nach links) mit dem Wort „Stimme“, „des Jubels“ folgt in der linken oberen Ecke. Auf Höhe der Mitte des Davidsterns steht rechts wieder „Stimme“, links „der Freude“. Direkt darunter folgt eine Jahresangabe: unter „Stimme“ „508“ und unter „der Freude“ „nach der kleinen Zählung“ (siehe dazu Fußnote 6). Am unteren Ende des Steins findet man in der rechten Ecke „Stimme des Bräutigams“ und in der linken den letzten Teil des Jeremia-Zitats „und Stimme der Braut“. | [5] Jeremia 7.34 und 33.11. | [6] Die jüdische Zeitrechnung beginnt bei der aus biblischen Chroniken errechneten Erschaffung der Welt, 3761 Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung. Bei der „kleinen Zählung“ wird die Tausenderstelle weggelassen. Das Jahr 508 nach der kleinen Zählung ist somit das Jahr 5508, was nach christlicher Zeitrechnung 1747/48 entspricht.

Nach der Ausweisung der Juden aus vielen großen Städten im ausgehenden Mittelalter waren im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts in Franken unzählige gut strukturierte jüdische Landgemeinden entstanden. Doch nach Einführung der Freizügigkeit im 19. Jahrhundert begannen sie sich allmählich wieder aufzulösen, denn viele ihrer Mitglieder wanderten in Orte ab, die ihnen wirtschaftlich bessere Möglichkeiten boten. Auch die jüdische Gemeinde von Obernbreit ereilte dieses Schicksal. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Anzahl der Gemeindeglieder so weit geschrumpft, dass die Gemeinde 1911 schließlich aufgelöst wurde. Weil vor Ort auch nicht mehr der für einen Gottesdienst notwendige Minjan, die Versammlung von mindestens zehn religionsmündigen Männern, erreicht werden konnte, wurde im Jahr 1912 die Synagoge verkauft. Wie in solchen Fällen üblich, versuchte man, die Innenausstattung einer neuen würdigen Nutzung zuzuführen, wovon eine am 27. April 1911 in der jüdischen Zeitschrift „Der Israelit“ erschienene Anzeige zeugt. Aus Sulzbach in der Oberpfalz belegt ein erhaltener Schriftverkehr, dass der Gemeindevorsteher der dortigen Gemeinde bemüht war, nach Veräußerung der Synagoge an die Stadt auch den Hochzeitsstein entfernen und für den Versand verpacken zu lassen, was aber daran scheiterte, dass Stein und Mauer eine Einheit bildeten[7]. So musste der Chuppastein zurückbleiben und wurde nur durch Verputzen unsichtbar gemacht.

Ähnlich mag es in Obernbreit gewesen sein, denn auch da blieb der Stein zurück und wurde lediglich übertüncht. Offensichtlich hat er dadurch auch das NS-Regime ohne mutwillige Zerstörungen überstanden, nur der Zahn der Zeit nagte seither beständig an ihm und der mittlerweile als Lagerraum und Werkstatt genutzten einstigen Synagoge. So wie der Hochzeitsstein schließlich kaum mehr zu erkennen war, so war auch das Wissen über das jüdische Leben Obernbreits verblasst. Nur den wenigsten Ortsansässigen war die Funktion des verwitterten Steins und des Gebäudes, das ihn trägt, noch bekannt.

Erst die Gattin eines Londoner Rabbiners machte schließlich bei einem Besuch den ehemaligen Ortspfarrer Helmut Walz auf den Chuppastein und dessen Bedeutung aufmerksam. Pfarrer Walz war davon so sehr beeindruckt, dass er anlässlich seines 60. Geburtstags den Stein im Jahr 1997 restaurieren ließ. Um ihn der Bevölkerung vorzustellen, lud Pfarrer Walz am 27. Juni 1998 zu einer kleinen Feier „an der ehemaligen Synagoge“. Den stilvollen Rahmen bildeten Vorträge jüdischer und polnischer Lieder.

Mit seiner Rettungsaktion hatte Pfarrer Walz erreicht, dass dieses wertvolle Kulturgut unter Denkmalschutz gestellt wurde. Nach der Restaurierung zog nicht nur der alte Hochzeitsstein wieder Aufmerksamkeit auf sich, sondern durch seinen erneuerten Glanz wurde zugleich die fast in Vergessenheit geratene Geschichte der Juden von Obernbreit wieder ans Licht gebracht. So ist dem Chuppastein zu verdanken, dass man sich der einstigen Funktion des zum Lagerraum heruntergekommenen Gebäudes entsann und in der Folge mit der Rettung der ehemaligen Synagoge und der Erforschung der Geschichte ihrer Gemeinde begann.

Zustand nach dem Abnehmen von Putz und späteren Farbresten

[7] Vgl. Vogl, Elisabeth: Zur Bau- und Nutzungsgeschichte der Sulzbacher Synagoge. In: Ehemalige Synagoge Sulzbach. Festschrift zur Eröffnung. Sulzbach-Rosenberg 2013, S. 91.

Die Genisa von Obernbreit

Elisabeth Singer M.A. Wissensch. Mitarbeiterin Genisa-Forschungsstelle Veitshöchheim

Im Zuge der Renovierungsarbeiten an der ehemaligen Synagoge fanden sich an verschiedenen Stellen zwischen Traufbereich und Mauerkrone kleine Papierfragmente mit hebräischen Buchstaben, und die mit jüdischen Bräuchen vertrauten Finder erkannten gleich, dass man hier auf die Überreste einer sogenannten Genisa[2] gestoßen war.

Mesusarolle

Nach jüdischem Glaubensgesetz dürfen bestimmte religiöse Schriften und Kultgegenstände nicht vernichtet werden, wenn sie unbrauchbar geworden sind, sondern es ist vorgeschrieben, sie rituell zu bestatten. Da im Judentum aber stets sämtlichem Schriftwerk, ganz besonders jenem in den heiligen hebräischen Buchstaben der Bibel geschriebenem, großer Respekt entgegengebracht wird, entstand einst der Brauch, weit mehr Objekte als von der Regelung vorgeschrieben nicht wegzuwerfen. Sie wurden zunächst zu Hause gesammelt und dann irgendwann in kleinen Bündeln zu einem zentralen Sammelplatz in der Gemeinde gebracht, wo sie niedergelegt wurden. Diese Ablage ist die Genisa. Als Ablageort waren besonders die Synagogendachböden beliebt.

Dort geriet das Sammelgut in Vergessenheit, wenn sich die Gemeinden auflösten oder dem Brauch des Ablegens nicht mehr folgten. Viele der Synagogengebäude aber, in deren Dachbodenbereich es schlummerte, überstanden selbst die Pogromnacht von 1938, da sie entweder so eng in der dörflichen Bebauung eingebunden waren, dass eine Inbrandsetzung die Nachbarhäuser zu sehr gefährdet hätte, oder weil sie aufgrund der im Lauf des 19. Jahrhunderts einsetzenden Abwanderung der jüdischen Bevölkerung bereits verkauft und profaner Nutzung zugeführt worden waren.

Erst bei Umbaumaßnahmen und Renovierungsarbeiten kamen die Genisot[2] gelegentlich wieder ans Tageslicht. Da aber ihr Inhalt aus ohnehin stark abgenutzten oder zerfallenen und zerrissenen Schriften bestand, die zudem oft jahrhundertelang Feuchtigkeits- und Temperaturschwankungen sowie Schädlingen ausgesetzt waren, war der Erhaltungszustand denkbar schlecht, so dass die Funde nicht selten unbesehen als Abfall entsorgt wurden.

In Putzreste „eingebackene" Schriftstücke

Wo aber wie in Obernbreit Fachleute hinzugezogen wurden, erkannten diese sehr wohl, dass die Fundstücke als zumeist letzte materielle Zeugnisse einen tiefen Einblick geben können in das Leben der jüdischen Gemeinden vergangener Jahrhunderte.

Zum ersten Mal ins Blickfeld der Forschung rückte eine Genisa Ende des 19. Jahrhunderts, als in der Ben-Esra-Synagoge in Kairo unter dem Dach ein vermauerter Hohlraum angefüllt mit rund 200.000 abgelegten Schriftstücken entdeckt wurde. Knapp 100 Jahre später erregte dann wieder eine Genisa das Aufsehen der Fachwelt: 1986 wurden an der ehemaligen Synagoge in Veitshöchheim Renovierungsarbeiten ausgeführt, im Zuge derer Dachdecker in den Gewölbezwickeln unter dem Dachboden des Gebäudes eine große Anzahl alter religiöser Bücher, Schriften, Textilien und einige andere Kultgegenstände fanden. Die Mischung aus Genisamaterial und Bauschutt füllte schließlich zwei große Container – ein eindrucksvolles Zeugnis, dass Veitshöchheim einst, wie ganz Franken und fast der gesamte süddeutsche Raum, Heimat eines blühenden jüdischen Gemeindelebens war.

Um die unzähligen Fundstücke vom Unrat zu trennen und sie systematisch zu sortieren, zu identifizieren und katalogisieren, wurde im Jahr 1998 das Genisaprojekt Veitshöchheim ins Leben gerufen. Seitdem konnten auch zahlreiche weitere Genisafunde ganz unterschiedlicher Größe aus Unter-, Mittel- und Oberfranken sowie aus Schwaben im Rahmen dieses Projekts bearbeitet und erfasst werden.

Eine besondere Herausforderung bei der Untersuchung der Obernbreiter Fundstücke ist der durch das Liegen im stets feuchten Traufbereich bedingte außerordentlich schlechte Erhaltungszustand. Sie sind zumeist stark verbacken, oft nicht nur untereinander, sondern auch mit Lehm- oder Putzbrocken. Dadurch ist kaum ein Blatt vollständig erhalten

[1] Ursprünglich persisch; hebräisch für „Aufbewahrung". | [2] Plural von Genisa.

und nur recht wenige Textstellen sind lesbar geblieben.

Nichtsdestoweniger spiegeln die nur in so geringer Anzahl erhaltenen Fragmente der weitgehend verlorenen Genisa der jüdischen Gemeinde von Obernbreit die typische Zusammensetzung einer Genisa wider. Es handelt sich nämlich überwiegend um Bruchstücke verschiedener Gebetbücher und es ist nur ein geringer Prozentsatz anderer Druckwerke oder Gegenstände vertreten.

Fragment aus Schulchan Aruch

Am besten erhalten sind zwei Blätter einer aus dem Frankfurter Raum im 18. Jahrhundert stammenden Oktavausgabe des *Schulchan Aruch*[3]. Dieses Buch des bedeutenden Rechtsgelehrten Josef Karo (1488 - 1575), das in knapper und prägnanter Form religiöse Vorschriften und Lehrsätze formuliert, ist bis heute eines der maßgeblichen religionsgesetzlichen Werke des Judentums. Ebenfalls wohl ursprünglich auch im Oktavformat, aber nun zusammengefaltet und verbacken, sind zwei in einem Buch herausgegebene jiddische Texte, gedruckt zwischen 1721 und 1730 bei Mose Gamburg und Salman Aptrod in Frankfurt/Main: eine Erzählung *Maise Schuschan*[4] „Was da ist geschehen vor kurzer Zeit in Susa mit zehn Söhnen und einer Tochter von Rabbi Chanina“ sowie ein Lied mit kleinen Resten eines Titels. Soweit erkennbar hat es die Gesundheit von Geist und Körper zum Inhalt.

Bruchstück aus MaiseSchukan

Weniger als das obere Drittel blieb übrig von einer im 18. Jahrhundert gedruckten Talmud-Seite, Blatt 52 aus dem Traktat Ketubot, das sich überwiegend mit Eheverträgen befasst. Von einem weiteren Talmud-Traktat liegt ein winziges Seitenfragment vor, ebenso wie von der populären jiddischen Bibelparaphrase *Zenne Renne*[5] des Jakob ben Isaak Aschkenasi. Zu den Buchfragmenten gehören auch zahlreiche Reste von Einbänden aus Leder, Pappe und Holz.

Aus Talmut Ketobut

Taschenkalender, die neben der jüdischen auch die christliche Zeitrechnung enthalten, sind in allen Genisot zahlreich vertreten. Sie sollten Auskunft geben über wichtige Termine wie die Feiertage beider Religionen oder überregionale Märkte und waren einst unerlässliche Hilfsmittel für den Alltag im Schnitt-

[3] Gedeckter Tisch. | [4] Geschichte aus Susa. | [5] Ursprünglich: Ze'ena u-re'e-na = „Kommt und schaut“ (Hoheslied 3.11).

feld der beiden Glaubensgemeinschaften. So finden sich in Obernbreit drei Kalenderfragmente: Eines ist aufgrund seines Erhaltungszustands undatierbar, eines stammt aus dem Jahr 1786 und das dritte exakt aus dem Baujahr der Synagoge, 1748!

Fragment eines Kalenders von 1748

Nach den hebräischen und jiddischen Drucken kam zuletzt beim Dachdecken 2012 auch noch ein Teilstück einer deutschen Handelszeitung vom Ende des 19. Jahrhunderts zum Vorschein.

Doch nicht nur Druckzeugnisse, sondern auch textile Fundstücke sind zu verzeichnen: neben einigen nicht mehr zuordenbaren Fragmenten ein gestrickter Strumpf sowie die Reste eines kleinen Gebetsmantels, Tallit katan, der als rituelle Unterbekleidung getragen wird.

Und schließlich haben auch zwei Pergamentfragmente im Obernbreiter Synagogengebäude die Zeiten überdauert. Das eine ist ein Röllchen, dessen Beschriftung mit bestimmten Bibelstellen[6] verrät, dass es aus einer Mesusa stammt, der Kapsel, die in frommen Haushalten an fast jedem Türpfosten befestigt wird. Beim anderen handelt es sich um ein in den bisher im Rahmen des Genisaprojekts inventarisierten Genisot einzigartiges Zeugnis. Es ist ein kleines Pergamentblättchen, auf dem von Hand in hebräischer Quadratschrift der Vers aus der Tora notiert ist, den viele fromme Juden als Mizwa[7] verstehen, selbst eine Torarolle zu schreiben, um daraus zu lernen: „So schreibt euch nun dies Lied auf und lehrt es die Israeliten und legt es in ihren Mund, dass mir das Lied ein Zeuge sei unter den Israeliten“[8]. Unterschrieben ist das Blättchen von Mose ben Jona, der durch den Namenszusatz „STM“ darauf hinweist, dass er ein Sofer ist, ein Schreiber, der die hohe Kunst des Schreibens von Torarollen, Mesusa- und Tefillinpergamenten[9] beherrscht. Zu dieser Angabe passt, dass die Handschrift auf dem Fragment sehr sauber und geübt erscheint.

Es handelt sich aber nicht um die für Toraabschriften üblicherweise verwendete Schrift mit typischen Verzierungen. In der Unterschrift ist durch die Markierung einzelner Buchstaben[10] die Jahreszahl 565 verborgen, die dem Jahr 1745 nach der christlichen Zeitrechnung entspricht und wieder in die Bauzeit der Synagoge führt. Aus welchem Anlass das Schriftstück angefertigt wurde, konnte bisher noch nicht geklärt werden. So bleibt dieses kleine Pergament einstweilen ein außergewöhnliches Puzzleteilchen, bis es vielleicht eines Tages zusammen mit weiteren ähnlichen Fundstücken ein vollständiges Bild ergibt.

„Obernbreiter Pergament“

[6] Dtn 6, 4-9; Dtn 11, 13-21. | [7] göttliches Gebot, gottfälliges Werk. | [8] Deuteronomium 31.19. | [9] Tefillin = Gebetsriemen. | [10] Jedem hebräischen Buchstaben ist ein bestimmter Zahlenwert zugeordnet.

Die Mikwe in Obernbreit – rituelle Bedeutung und typologische Einordnung

Katrin Keßler (Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, TU Braunschweig)

Eine der wichtigsten Einrichtungen einer jüdischen Gemeinde war und ist bis heute das Ritualbad, ohne das traditionelles jüdisches Gemeindeleben nicht denkbar ist. Im Gegensatz dazu ist eine Synagoge nicht zwingend erforderlich, da Gebet und Toralesung in fast jedem Raum stattfinden können. Bei der Einrichtung eines Ritualbads nach dem jüdischen Religionsgesetz (Halacha) sind hingegen zahlreiche Voraussetzungen zu erfüllen, damit das Bad seinen Zweck – die Wiedererlangung ritueller Reinheit nach Verunreinigung z.B. durch Krankheit, Berührung eines Leichnams, bei Frauen nach Menstruation oder Entbindung – überhaupt erfüllen kann. Männer besuchten das Ritualbad zumeist weniger häufig; üblich war es vor den hohen Feiertagen, wie Jom Kippur, die Mikwe aufzusuchen sowie nach Verunreinigung an einem Toten. Da besonders Frauen das Bad regelmäßig aufsuchen, bezeichnete man die Ritualbäder in Deutschland häufig als Frauenbad, „Tauche“ oder regional als „Duck“ oder „Tuck“. Bevor die Frau darin untergetaucht ist, dürfen die Ehepartner keinen Geschlechtsverkehr haben, sie dürfen sich nicht einmal berühren. Dies zeigt den hohen Stellenwert des Ritualbads im täglichen Leben – und man muss annehmen, dass in jeder Gemeinde Zugang zu einem Ritualbad bestand. Häufig gab es selbst in relativ kleinen Gemeinden mehrere private Ritualbäder und ein von der Gemeinde unterhaltenes Bad. Die Aufsicht über das Gemeindebad hatte zumeist eine von der Gemeinde angestellte „Aufseherin“ inne, die für ihre Arbeit von den Besuchern einen kleinen Beitrag erhielt. Teilweise wurde dieses Amt ausgeschrieben und die Mikwe an eine „Badefrau“ verpachtet, die dann von den Einnahmen ihren Lebensunterhalt bestritt.

Aufgrund des intimen Charakters waren die Bäder häufig so angelegt, dass für die Öffentlichkeit nicht ohne weiteres erkennbar war, wenn eine Frau die Mikwe besuchte. Häufig finden sie sich im Keller von Privathäusern oder in einem eigens dafür errichteten kleinen Gebäude. Für Obernbreit hat man die Existenz eines solchen Ritualbads lange Zeit nur vermuten können – eine „Judenschwemme“ soll in der Synagoge gewesen sein. Laut einer Familienchronik aus der Zeit um 1925 habe vom Hof aus eine Treppe zur Mikwe geführt, die einen Brunnen hatte. Der Autor selbst hatte diese Mikwe nie gesehen, wusste aber zu berichten, dass sie im Jahr 1895 renoviert wurde: „Benutzt wurde sie nur selten. Heute liegt sie vergessen da und ich glaube, dass der jetzige Besitzer der Synagoge den Weg zu ihr noch nicht gefunden hat“[1].

Die Ursprünge des Ritualbads gehen bis ins erste Jahrhundert vor Christus zurück; vor allem aus der Zeit des zweiten, im Jahre 70 n. Chr. zerstörten Tempels finden sich zahlreiche Ritualbäder im heutigen Israel. Der hebräische Begriff für das Ritualbad – „Mikwe“ meint eine „Ansammlung von Wasser“. Wasser und damit verbundene Reinheitsrituale finden sich in zahlreichen Religionen; das Judentum kennt verschiedene Formen von Waschungen, die in biblischer und rabbinischer Tradition vorkommen: die rituelle Handwaschung, bei der Wasser über die Hand gegossen wird, und schließlich das vollständige Untertauchen des gesamten Körpers, bei dem das Wasser alle Teile des Körpers erreichen muss. Um dies zu gewährleisten, ist vor dem rituellen Bad eine gründliche Reinigung des Körpers vorgeschrieben, um zu verhindern, dass ein etwaiger Schmutzfleck die vollständige Benetzung verhindert und das Ritualbad zunichte macht. Aus demselben Grund werden die Haare gelöst und gekämmt, Schmuck, Schminke, Nagellack etc. müssen entfernt werden. Nach der Vorreinigung, die entweder zu Hause oder – wenn die Möglichkeit besteht – in einem Vorraum stattfindet, geht man etwa bis zum Bauchnabel in das Wasser des Tauchbeckens. Zum Untertauchen geht man leicht in die Hocke, ohne Arme oder Beine eng aneinanderzupressen. Da es als Untertauchender schwierig ist, festzustellen, ob alle Haare unter Wasser sind, war es üblich, dass eine Aufseherin den Vorgang überwachte. Über diese Nutzung hinaus müssen auch Geschirr und Haushaltsgeräte, die mit Lebensmitteln in Berührung kommen und die man von Nichtjuden erworben hat, durch Untertauchen vor dem ersten Benutzen koscher gemacht werden. Von besonderen Geschirrmikwen, die ausschließlich für diesen Gebrauch bestimmt sind, wird in der Literatur berichtet.

Bis ins frühe 19. Jahrhundert basierten die Ritualbäder zumeist auf Grund- oder Quellwasser, in selteneren Fällen wurde Flusswasser umgeleitet oder Flüsse und Seen direkt als Mikwe genutzt. Die bislang gefundenen mittelalterlichen Mikwen wurden ausnahmslos bis zum Grundwasser gegraben – selbst wenn dieses in erst ziemlich großer Tiefe verfügbar war. Die Mikwe in Speyer reichte ca. zehn Meter tief hinunter, Köln 16 m und Friedberg sogar 25 m. Der Grund für die wohl ausschließliche Verwendung von Grundwasser findet sich in den religiösen Texten: Die Mischna (1./2. Jh.) nennt sechs Arten von Wasser, die einen unterschiedlichen Grad von Reinheit haben. Regenwasser wird dabei grundsätzlich als reines Wasser bezeichnet. Einen höheren Grad hat ein Tauchbad aus Regenwasser, das die Mindestmenge von 40 Se'a (je nach Auslegung ca. 800-1000 l) enthält. Die höchste Wertigkeit haben jedoch „lebendige Wasser, denn in ihnen tauchen Ausflussbehaftete ein … und sie sind zum Heiligen des Sündopferaltars geeignet“[2]. Mit „lebendigem“ Wasser ist fließendes Grund- oder Quellwasser gemeint, für das die Mindestmenge von 40 Se'a nicht gilt. Nötig ist lediglich die Menge Wasser, in der ein Mensch vollständig untertauchen kann. Außerdem werden an das Becken, in dem das Wasser sich sammelt, deutlich weniger strenge Anforderungen gestellt als an ein Regenwasserbecken. Jenes muss unter allen Umständen dicht gehalten werden, das Quell- oder Grundwasserbad soll einen stetigen Wasseraustausch ermöglichen. Wahrscheinlich trugen mehrere Gründe – die höhere rituelle „Wertigkeit“ und auch der mit weniger Aufwand verbundene Unterhalt des Tauchbeckens – dazu bei, dass jüdische Gemeinden vom Mittelalter bis Anfang des 19. Jahrhunderts trotz des größeren Aufwands bei der Herstellung Grundwassermikwen bevorzugten.

In die lange Tradition der Grundwassermikwen reiht sich auch das Ritualbad in Obernbreit ein, das ebenfalls mit einigem Aufwand etwa neun Meter tief in die Erde gebaut ist. Der Zugang erfolgte über eine heute zugemauerte Tür in der Ostfassade der Synagoge. Zunächst gelangte man in einen kleinen Vorraum, von dem aus zwei parallel geführte Treppenläufe hinunterführten: über den rechten Abgang gelangte man in einen Kellerraum, der bauhistorischen Forschungen zufolge älter ist als die im Jahre 1748 darüber erbaute Synagoge (vgl. Artikel Haas). Die vier erhaltenen Treppenstufen zum Keller sind etwa 1,10 m breit und kragen zum Teil in den schachtartig eingetieften Treppenabgang zur Mikwe hinein. Es ist zu vermuten, dass das Entkleiden nicht in dem kleinen Vorraum (ca. 2,10 x 1,60 m) sondern im deutlich größeren Kellerraum stattgefunden hat. Da es

[1] Chronik der Familie Sänger in Obernbreit, Library Yad Vashem, Sign. 0.8/69.a; Herrn Friedrich Heidecker, Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V., gilt herzlicher Dank für diesen Hinweis. Vgl. auch Hans-Christof Haas und Friedrich Heidecker, „Die ehemalige Synagoge in Obernbreit“, in: Im Bannkreis des Schwanbergs – Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen, 2013, S. 175-184, hier S. 181. | [2] Mischna, Traktat Mikwaot, Kapitel 1, Abschnitt 8.

keine Hinweise auf eine Möglichkeit zur Vorreinigung in diesem Raum gibt, ist wohl anzunehmen, dass diese in den Wohnhäusern stattfand.

Nach dem Entkleiden stieg man zur Mikwe hinunter, wobei man zunächst wieder bis auf das Niveau des Vorraums hinaufsteigen musste, um auf den zweiten Treppenlauf zu wechseln, der in einer geraden Linie ohne Zwischenpodest 45 Stufen hinunter direkt in das Tauchbecken führt. Der untere Abschnitt des nach unten breiter werdenden Treppenabgangs wird durch ein Türgewände aus Sandstein unterbrochen, das neun Stufen oberhalb des Beckens eingefügt ist. Der Abgang war sicherlich durch Kerzen spärlich beleuchtet, eine Nische dafür findet sich in der rechten (nördlichen) Wand. Zudem ist ein Kerzenhalter aus Metall auf Höhe der siebten Stufe an der rechten Seite des Tauchbeckens in der Wand angebracht. Es ist denkbar, dass der Untertauchende an dieser Stelle eine beim Herabsteigen in der Hand gehaltene Kerze vor dem Untertauchen hier feststeckte. Möglicherweise brannte in diesem Kerzenhalter aber auch dauerhaft während der Benutzung ein Licht. Unterhalb des Kerzenhalters ist ein in der Wand verankerter Eisenhaken zu sehen, möglicherweise endete hier ein Handlauf. Die Wasserhöhe liegt konstant bei 1,50 m; die Temperatur des Wassers beträgt je nach Jahreszeit neun bis zwölf Grad Celsius[3].

Die Entdeckung der Obernbreiter Mikwe kann als großer Glücksfall gelten; in Unterfranken ist sie die einzige erhaltene Mikwe mit dieser Tiefe und gutem Erhaltungszustand. Zur typologischen und historischen Zuordnung müssen aufgrund ihrer Einzigartigkeit jedoch weiter entfernte Beispiele herangezogen werden. Typologisch vergleichbar ist das Bad z.B. mit dem ins 17. Jahrhundert datierte Ritualbad in Kirrweiler (Rheinland-Pfalz), bei dem eine einläufige, steile Treppe von 16 Stufen direkt in das Tauchbecken hinunterführt, das eine Größe von 1,13 x 1,15 m hat und ca. vier Meter unter Bodenniveau liegt. Als Vorläufer eines solchen Anlagetypus könnte man die Offenburger Mikwe heranziehen, die zumeist in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert wird[4]. Obwohl es sich hierbei um ein deutlich größeres und aufwändigeres Bauwerk handelt, ist seine Anlage durchaus vergleichbar: eine lange geradlinig hinunterführende Treppe, die in ein relativ großes Becken mündet, von dem der Treppenlauf durch ein im Gegensatz zur Wandgestaltung sorgfältig behauenes Türgewände abgesetzt ist. In gewisser Weise vergleichbar ist auch die Mikwe in Viereth/Oberfranken, bei der 25 erkennbare Stufen ins Becken hinunterführen, dessen unterer Bereich nicht vollständig ausgegraben ist – ca. fünf bis sieben Stufen werden unter dem feuchten Schutt noch zu finden sein. In Viereth weitet sich die einläufige Treppe ebenfalls zum Becken hin auf, dieses ist jedoch nicht durch eine Tür abgegrenzt. Stattdessen findet sich hier links vom Abgang ein senkrecht zum Treppenlauf aus dem Felsen gearbeiteter Raum, der wohl als Umkleideraum genutzt wurde.

Kerzenhalter in situ

Bei einigen weiteren vergleichbaren Beispielen wird der Abgang nicht geradlinig sondern in zum Teil mehrfach durch Zwischenpodeste unterbrochenen Treppenläufen zum Becken hinuntergeführt – z.B. in Eppingen (16. o. 15. Jh.), (Fürth, Königstraße 89 (Mitte 17. Jh.), Pretzfeld (schwierige Datierung, vielleicht 16. Jh.), Küps (mind. 18. Jh., typologisch vielleicht früher). Bei diesen Mikwen findet sich Grundwasser zumeist in einer Tiefe von ca. 4-6 m.

Sehr viel häufiger finden wir im 17. und 18. Jahrhundert einfache und deutlich kleinere Becken, die meist in bestehenden Kellergewölben von Privathäusern eingerichtet wurden, wie wir es z.B. in Sprendlingen finden, oder in Memmelsdorf. Abhängig ist die Anlage sicherlich einerseits vom Zugang zu Grundwasser und andererseits aber auch von den

[3] Haas/Heidecker (wie Anm. 1), S. 182. | [4] Vgl. Hannelore Künzl, „Mikwen in Deutschland“, in: Mikwe – Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland, hg. v. Georg Heuberger, Frankfurt am Main 1992, S. 23-88, hier S. 29-31 und Thea Altaras, Das jüdische Rituelle Tauchbad, Königstein im Taunus 1994, S. 11. Nach anderen Forschungen könnte die Mikwe auch nach dem Dreißigjährigen Krieg entstanden sein, vgl. Joachim Hahn und Jürgen Krüger, Synagogen in Baden-Württemberg: Orte und Einrichtungen, Stuttgart 2007, Band 1, S. 105.

Die Fotomontage von Hans-Christof Haas bewies die Existenz der Obernbreiter Mikwe.

finanziellen Mitteln der jüdischen Gemeinden. Im Vergleich mit den genannten Anlagen lässt sich auch für die Obernbreiter Mikwe eine Entstehung vielleicht schon im 17. Jahrhundert vermuten, was der bisherigen Annahme widerspräche, die Mikwe sei zeitgleich mit dem Bau der Synagoge 1748 eingerichtet worden. Tatsächlich fand die Integration von Ritualbädern in neu zu errichtende Synagogengebäude um die Mitte des 18. Jahrhunderts immer häufiger statt, so z.B. in Ansbach (1744-46), Burgpreppach (1764) oder Gaukönigshofen (1768-69).

Es finden sich aber auch zahlreiche Beispiele dafür, dass jüdische Gemeinden eine vorhandene Mikwe nutzten, um am selben Standort ihr Gotteshaus einzurichten oder neu zu erbauen: In Eppingen richtete man im 18. Jahrhundert (1732 oder 1772) die Synagoge in einem Gebäude ein, das 1731 über einer bestehenden Mikwe errichtet wurde, die vermutlich aus dem 16. oder sogar 15. Jahrhundert stammt[5]. In Georgensgmünd vermutet man, dass die unterhalb des Synagogenraums befindliche Mikwe, deren Zugang über eine dreiläufige Treppe in S-Form mit Zwischenpodesten erfolgt, älter ist als die 1734 erbaute Synagoge[6]. Tatsächlich erklärt sich die Treppenführung nicht aus dem Synagogengrundriss, sondern könnte sich auf einen Vorgängerbau beziehen. In Kairlindach richtete man 1766 den jüdischen Betsaal in einem Haus ein, in dem schon seit 1692 die Mikwe bestand[7]. Auch von der wenige Jahre nach der Obernbreiter Synagoge angelegten Synagoge in Viereth (1760) vermutet man, dass die darunter befindliche Mikwe älteren Datums ist, da die schriftlichen Quellen nicht auf einen Neubau schließen lassen[8].

[5] Künzl (wie Anm. 4), S. 47. | [6] Hans-Peter Süss, Jüdische Archäologie im nördlichen Bayern, 2010, S. 70. [7] Eva Groiss-Lau, Jüdisches Kulturgut auf dem Land: Synagogen, Realien und Tauchbäder in Oberfranken, München/Berlin 1995, S. 33. | [8] Groiss-Lau (wie Anm. 7), S. 134.

Da auch der Keller an der Südseite der Obernbreiter Synagoge, von dem aus die Mikwe zugänglich ist und der vermutlich zum Entkleiden genutzt wurde, eindeutig älteren Datums ist, wäre es zumindest denkbar, dass eine ähnliche Entwicklung in Obernbreit stattfand. Möglicherweise nahm man die bestehende, mit großem Aufwand errichtete Mikwe, die sich vielleicht – wie im 17. Jahrhundert üblich – unter einem Privathaus befand, zum Anlass, dieses Haus zu erwerben und an seiner Stelle eine Synagoge zu errichten. Dass man aus Kostengründen die Mikwe und den Kellerraum beim Abbruch des Gebäudes erhält, wäre leicht nachzuvollziehen. Dass der Keller von der Flucht der Außenmauer der Synagoge um mehrere Grad abweicht und das Tauchbecken bis unter die Westwand der Synagoge reicht, zeigt deutlich, dass die Anlage des Ritualbads nicht auf den Synagogenbau abgestimmt wurde, sondern sich in ihrer Ausrichtung nur auf den vorhandenen Kellerraum bezog. Grundsätzlich wäre ebenso denkbar, dass man aus Kostengründen den vorhandenen Keller nutzte und hier gleichzeitig mit der Synagoge eine Mikwe anlegte. In jedem Fall ist aufgrund der unbefriedigend gelösten Zugangssituation ein nachträglicher Einbau der Mikwe in den Keller sehr wahrscheinlich.

Eine interessante Veränderung des Bautypus jüdischer Ritualbäder fand im frühen 19. Jahrhundert statt, als vielerorts im Zuge der Aufklärung und des besseren Wissens um die hygienischen Zusammenhänge die Behörden auf die Mikwen aufmerksam wurden. Anlass gaben vor allem einige Publikationen von zumeist sogar jüdischen Ärzten, in denen die häufig unhygienischen Zustände der Ritualbäder und der nachteilige Einfluss des Badens in kaltem Wasser auf die Gesundheit angeprangert wurden. Strenge Kontrollen und mehrfache Verordnungen gab es schon 1812 für das Großherzogtum Würzburg und dann 1825 und 1829 für das Königreich Bayern; die Distriktsärzte wurden seitens der Behörden aufgefordert, die Bäder zu begutachten, und so verfügen wir gerade aus der Zeit der späten 1820er und 1830er Jahre über zahlreiche, z.T. sehr ausführliche Berichte über den Zustand der Bäder.

Als Reaktion auf die oft vorgefundenen Zustände stellten die Behörden konkrete Forderungen für die Ritualbäder auf und zwangen die Gemeinden sogar – sofern eine Renovierung nicht möglich war, neue Bäder einzurichten. In der Umgebung von Obernbreit wurde 1818 in Hüttenheim eine Mikwe geplant und 1819 ein Badehaus in Gaukönigshofen errichtet. 1829 wurde in Ansbach eine Mikwe geschlossen, da sie nicht „den Forderungen der Sanitätspolizei genügte“[8]. Eine wichtige Forderung war die Erwärmung des Badewassers und des Baderaums sowie aber auch ein regelmäßiger Austausch des Wassers – möglichst nach jedem Bad. Dies war mit den bisherigen auf Grundwasser basierenden Mikwen nicht realisierbar: bei starkem Wasserdruck konnte das Wasser nicht genügend erwärmt werden und bei schwachem Zufluss dauerte es zu lange, bis eine genügend große Wassermenge angesammelt war. Die jüdischen Gemeinden gerieten so in einen Zwiespalt zwischen ihrem Religionsgesetz und der weltlichen Gesetzgebung.

Anfang des 19. Jahrhunderts mussten also neue Wege gefunden werden, um den neuen Anforderungen nachzukommen. Eine Möglichkeit war die Nutzung von Regenwasser, das bereits in den Mikwen der Antike genutzt worden war und das in Deutschland meist genügend vorhanden ist. Das Regenwasser wird in einen Sammelbehälter geleitet und fließt von dort aus entweder direkt in das Tauchbecken oder wird dazu benutzt, in das Tauchbecken eingelassenes gepumptes Wasser koscher zu machen, indem es mit dem unkoscheren Wasser in Berührung gebracht wird. Das Regenwasser, das die genannte Mindestmenge von 40 Se'a haben muss, dient in diesem Fall als Reservoir – im Hebräischen „Otzar“ (= Schatz) genannt. Da man auf diesem Wege jedes verfügbare Wasser nutzen kann, ist ein Austausch auch nach jedem Bad unproblematisch, ebenso die Zuleitung von heißem Wasser zur Erhöhung der Badetemperatur. Zur Ableitung des verbrauchten Wassers finden wir in diesen Regenwasserbecken häufig einen Ablauf am Boden, der allerdings die Mikwe unbrauchbar macht, sobald er nicht vollständig dicht ist. Auch dies zeigt den Kompromiss, der zwischen der Halacha und den Forderungen der nichtjüdischen Behörden geschlossen werden musste. Die Nutzung von Regenwasser brachte außerdem den Vorteil, dass man nicht mehr bis zum Grundwasser hinunter graben musste und Mikwen nun auch ebenerdig angelegt werden konnten – was den Forderungen der Behörden nach einer besseren Belüftung und Belichtung entgegenkam. In zahlreichen Gemeinden erfolgte in den 1820-30er Jahren die Neuanlegung von Ritualbädern, die den neuen Bestimmungen entsprachen. In Dormitz installierte man 1829 im Erdgeschoss über der älteren, aus dem Jahr 1800 stammenden Mikwe (im Untergeschoss) ein neues Ritualbad, das dann bis ins 20. Jahrhundert genutzt wurde. In Harburg wurde 1840 in der 1754 errichteten Synagoge ebenerdig eine von Regenwasser gespeiste Mikwe eingebaut; im 1861 in Ansbach im Synagogenhof erbauten Badehaus gab es eine Mikwe, der Wasser über die „markgräfliche Röhrenfahrt“ – eine Wasserleitung aus Holzstämmen, die etwa auf das 17. Jahrhundert zurückgeht – zugeleitet wurde[10].

[9] Süß (wie Anm. 6), S. 25. | [5] Zu Dormitz vgl. Groiss-Lau (wie Anm. 7), S. 138f; zu Harburg vgl. Angela Hager und Hans-Christof Haas, „Harburg“ (Ortsartikel), in: Mehr als Steine … Synagogen-Gedenkband Bayern, Band 1, Lindenberg im Allgäu 2007, S. 462. Zu Ansbach gilt Herrn Andreas Biernoth Dank für den freundlichen Hinweis.

Schon 1927 schrieb Josef Sänger in seiner Familienchronik über die Mikwe : „ . . . ich glaube, dass der jetzige Besitzer den Weg zu ihr noch nicht gefunden hat.“ Tatsächlich fand 100 Jahre lang niemand den Weg zu ihr. Die 45 Treppenstufen des Zugangs waren mit Schutt verfüllt und unter einer dicken Betonschicht verborgen. Mitglieder des Träger- und Fördervereins ehemalige Synagoge Obernbreit e.V. legten in ca. 550 Arbeitsstunden in den Jahren 2006 und 2007 die Anlage frei. Das Becken ca. 9 Meter unter Straßenniveau kann wieder besichtigt werden.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sehr unwahrscheinlich, dass die jetzt aufgefundene Obernbreiter Mikwe bis ins späte 19. Jahrhundert genutzt und im Jahr 1895 sogar noch renoviert worden sein soll. Die möglichen Kritikpunkte, die die Behörden angemerkt haben könnten, sind leicht vorzustellen: Eine Möglichkeit zur Erwärmung des Badewassers fehlte offenbar und ließ sich auch kaum einrichten. Selbst wenn der Umkleideraum vielleicht durch einen Ofen heizbar gewesen sein könnte, war die Raumluft des Treppenlaufs mit dem Becken sicher nicht zu erwärmen. Der Umkleideraum war nicht belichtet, die Mikwe konnte nicht belüftet und das Wasser nicht ausgetauscht werden.

Welche Probleme gerade bei sehr tief in die Erde reichenden Mikwen im schlimmsten Fall entstehen konnten, zeigte sich in Fürth, wo die Gemeindemikwe unter der Neuschul 50 Stufen (ca. 15 m) tief in den Boden gebaut war, ein Umkleideraum befand sich hier unten in der Nähe des Beckens. Die ohnehin problematische Be- und Entlüftung des Bades wurde durch die Anlage eines Ofens noch verschärft und 1831 mussten mehrere Frauen ohnmächtig aus dem Bad geborgen werden, da wegen eines defekten Ofenrohrs die Rauchgase sich im Bad sammelten; auch dieses Bad wurde daraufhin 1834 geschlossen[11]. Dass ein Ritualbad wie in Obernbreit noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seitens der Behörden geduldet wurde, erscheint äußerst unwahrscheinlich – angesichts der zahlreichen Schließungen und Neubauten von Ritualbädern auch im Königreich Bayern. Zwar schreibt Bezirksrabbiner Adler am 4. April 1898, die Mikwe lasse „zu wünschen übrig“ – ob es sich dabei aber um die Mikwe in der Synagoge handelt, bleibt fraglich. Aufgrund fehlender archivalischer Unterlagen, kann man nur vermuten, dass entweder ein weiteres, „modernes“ Ritualbad in Obernbreit bestanden haben wird oder die Obernbreiter Frauen die nur etwa zwei Kilometer und 30 Minuten Fußweg entfernte Mikwe in Marktbreit nutzten, die bis in die 1930er Jahre bestand.

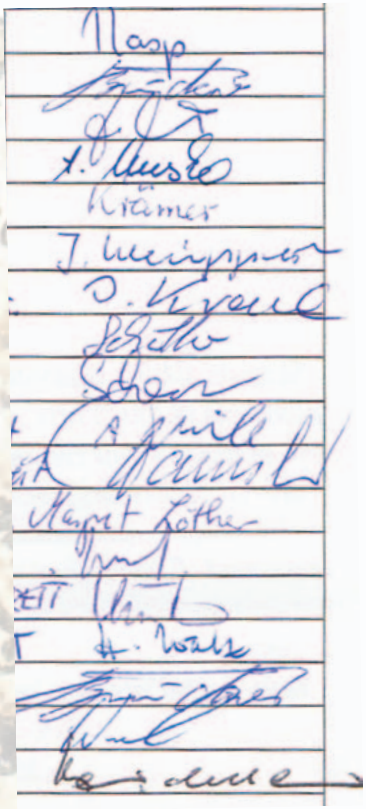
In jedem Fall stellt die Entdeckung der Obernbreiter Mikwe einen besonderen Glücksfall für die Erforschung der jüdischen Kultur dar, da von den ursprünglich weit über 2.000 jüdischen Ritualbädern, die es im heutigen Deutschland im Laufe der Zeit gegeben hat, heute weniger als 200 erhalten sind, viele davon unvollständig und beständig von Zerstörung bedroht. Dafür dass in Obernbreit das historische Ensemble von Mikwe und Synagoge erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten, sind wir den Verantwortlichen zu größtem Dank verpflichtet.

[9] Gisela Naomi Blume, „Mikwen in Fürth – ‚Die Kellerquellenbäder der Israelitinnen‘“, in: Fürther Geschichtsblätter 3/11, S. 68f.

Der Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.

Friedrich Heidecker

Mit der Renovierung des Chuppasteines begann sozusagen die Vorgeschichte des Träger- und Fördervereins ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.
Spätestens seit diesem Zeitpunkt konkretisierte sich der Plan, das Gebäude, das praktisch nur noch als Abstellhalle genutzt wurde und dessen historische Funktion fast ganz vergessen war, zu erhalten. Dabei war man sich klar, dass dies am ehesten zu verwirklichen sei, wenn das Gebäude nicht länger Privateigentum sei. Es musste also eine rechtsfähige juristische Person gefunden bzw. gegründet werden, die das Eigentum an dem Objekt erwerben konnte.



Unterschriften der Gründungsmitglieder

Im Sommer 2005 wurden deshalb 28 Personen aus Obernbreit und Marktbreit persönlich und schriftlich vom ehemaligen Ortspfarrer und dem ehemaligen Bürgermeister zur Vereinsgründung eingeladen. In der Einladung hieß es u. a.: „Wir sind der Meinung, dass dieses bedeutende Denkmal Obernbreiter Ortsgeschichte gesichert werden sollte und halten die Gründung eines Vereins, der sich darum kümmert, für sinnvoll und notwendig."

Bei der Gründungsversammlung am 29.Juni 2005 im Nikodemushaus trugen sich 18 Personen in die Anwesenheitsliste ein und beschlossen einstimmig die Gründung des Träger- und Fördervereins ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.

Nun konnten auch die Verhandlungen über die Eigentumsübertragung geführt werden. Die Eigentümerin, Frau Keinath, war nach Vorgesprächen mit Pfr. Walz grundsätzlich bereit, das Eigentum an dem Gebäude unter Verzicht auf kommerziellen Vorteil an den Verein zu übertragen.

Pfarrer Helmut Walz (1936 - † 2011), Mitbegründer des Vereins*

So konnte der Vertrag am 19.12.2005 beim Notar in Ochsenfurt unterschrieben werden. Mitte des Jahres 2005 war der Verein in das Vereinsregister eingetragen und als gemeinnützig anerkannt worden.

Im ersten Jahr gelang es, den Verein im Ort bekannt zu machen und die Mitgliederzahl auf 48 zu steigern. Dazu trugen vor allem öffentlichkeitswirksame Aktivitäten bei. Schon im November 2005 gab es für Besucher Gelegenheit an einem Tag der offenen Tür, die ehemalige Synagoge zu besichtigen. Dabei wurde nicht nur das Gebäude gezeigt, sondern auch die von Herrn Haas zur Verfügung gestellten Beschreibungen und Planzeichnungen über die ursprüngliche Raumaufteilung. Es kamen neben auswärtigen Besuchern vor allem Interessenten aus Obernbreit, die das Gebäude zum ersten Mal von innen kennen lernen konnten und zumeist enttäuscht waren von dem akuten Zustand, zumal von den Ausgrabungen der Mikwe noch nichts gezeigt werden konnte.

Die Kommentare waren naturgemäß zwiespältig und reichten von bewundernder Zustimmung zu dem Vorhaben, die ehemalige Synagoge in neuer Funktion zu erhalten, über Skepsis, ob der Verein das schaffen könne, bis zur Ablehnung des Projekts, weil die einen die historische Bedeutung des Gebäudes nicht einsahen und die anderen gerade diesen Teil der Obernbreiter Geschichte ausblenden wollten.

Der Verein veranstaltete Konzerte, Lesungen, Exkursionen und Führungen mit dem Ziel, sein Anliegen bekannt zu machen und Spenden zu aquirieren. Ein Höhepunkt war das

Projekt „Räume öffnen“, bei dem Kinder aus dem Kindergarten und der Grundschule unter Anleitung eines Künstlers in der ehemaligen Synagoge und überall im Dorf farbenprächtige Bilder und Frottagen gestalteten. Die ganze Bevölkerung war eingebunden und arbeitete begeistert mit.

Als die Mikwe zugänglich war, wuchs das Interesse an der Arbeit des Vereins, aber sein Ziel, das Gebäude zu sanieren und umzugestalten, ließ sich aus Geldmangel nur schwer verwirklichen. 79 Briefe an große Sportvereine, Parteien, Firmen und Organisationen mit Bitten um Spenden erbrachten gerade mal ein Ergebnis von 300,- €.

Deshalb versuchte man es auf andere Weise: Das Landesamt für Denkmalpflege unterstützte zwar das Vorhaben, konnte aber nicht die gesamte Finanzierung übernehmen, und die Eigenmittel des Vereins reichten bei weitem nicht aus, den Rest zu tragen. Erst als es gelang, neben dem Landesamt für Denkmalpflege auch das Bayerische Staatsministerium für Landwirtschaft und Forsten und den Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raumes (ELER) als Zuschussgeber zu gewinnen und der Markt Obernbreit als Maßnahmeträger einsprang, konnte das Vorhaben realisiert werden.

Mit der Eröffnung der ehemaligen Synagoge als Ort des Erinnerns und der Begegnung hat der Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V. ein Etappenziel erreicht. Allein schon durch die umgestaltete ehemalige Synagoge wird die Erinnerung an die Obernbreiter Bürgerinnen und Bürger jüdischen Glaubens aufrecht erhalten.

Nun ist es Aufgabe des Vereins – mit seinen gegenwärtig 82 Mitgliedern – dafür zu sorgen, dass das Gebäude keine museale Einrichtung wird sondern weiterhin genutzt wird für Konzerte, Lesungen, Vorträge und Ausstellungen. Er wird in Zusammenarbeit mit den Schulen und anderen Organisationen Menschen zusammenführen. Er will nicht ein nur rückwärtsgewandter historischer Verein sein sondern auch Probleme der Gegenwart thematisieren. Einsatz für gegenseitiges Verstehen und Toleranz sollen weiterhin im Mittelpunkt seiner Arbeit stehen.

Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Marktbreit lesen aus dem Briefwechsel der 15-jährigen Susi Lauber, die deportiert und ermordet wurde.

Das Restaurierungskonzept der ehemaligen Synagoge

Hans.Christof Haas; Dipl.-Ing. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Nachdem der „Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V." das seit 1912 als Lagerhalle genutzte Gebäude übernommen hatte, stellte sich schnell die Frage, wie das von außen unscheinbare Objekt zu entwickeln wäre. Welche Nutzung könnte für die im Inneren vollständig entkernte frühere Synagoge in Frage kommen, wie sollte mit den Spuren der jüdischen Geschichte aber auch mit den Eingriffen nach der Profanierung umgegangen werden? Sollte die Synagoge auf Grundlage der Befunde weitgehend rekonstruiert werden, oder wäre es eher angezeigt, den fragmentarischen Charakter des Gebäudes und die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Bau- und Nutzungsphasen bewusst zu präsentieren?

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten die beiden Kunsthistoriker und Denkmaltheoretiker Georg Dehio und Alois Riegl der Denkmalpflege eine neue Richtung gegeben und die Abkehr von der vollständigen und stilreinen Wiederherstellung früherer Zustände proklamiert. Georg Dehio prägte den immer noch gültigen Grundsatz „Konservieren, nicht restaurieren", der in der Sprache unserer Zeit lauten würde „Konservieren, nicht rekonstruieren"[1]. Nahezu alle Denkmalsanierungen bewegen sich bis heute in diesem Spannungsfeld, da Bauherren, Nutzer und Architekten oftmals bestrebt sind, historische Zusammenhänge wieder herzustellen und ein jahrhundertealtes Bauwerk „in neuem Glanze erstrahlen" zu lassen, wie die Sanierung dann in der Tagespresse regelmäßig gelobt wird. Alois Riegl hatte sich daher bereits intensiv mit den unterschiedlichen Denkmalwerten auseinandergesetzt und versucht, diese zu kategorisieren. Dabei unterschied er zwischen Erinnerungswerten und Gegenwartswerten, die bei jeder praktischen Maßnahme in Konflikt miteinander geraten und neu auszuloten sind[2]. Zu den Erinnerungswerten gehören der Alterswert und der historische Wert. Ersterer kann auch als Patina beschrieben werden, die ein Objekt im Laufe seiner Nutzungsgeschichte erhält. Der historische Wert begreift das Denkmal als Dokument, das wie eine Archivalie wertvolle Informationen über das Leben und die Geschichte früherer Zeiten in sich trägt. Bei den Gegenwartswerten unterscheidet Riegl den Gebrauchswert und den Kunstwert. Der erste ist entscheidend für eine zeitgemäße Nutzung des Denkmals, da beispielsweise jedes Wohnhaus eine moderne Haustechnik benötigt. Unter dem Kunstwert versteht Riegl den Neuheitswert und den relativen Kunstwert. Beide unterliegen der Sehnsucht nach Modernität und Schönheit und sind aus seiner Sicht kritisch zu hinterfragen. In jüngster Zeit hatte sich die Zeitschrift „Die Denkmalpflege" in der Ausgabe 2011/2 intensiv mit dem Thema „Jüdisches Erbe" auseinander gesetzt. Gerade im Umgang mit den Zeugnissen jüdischer Kultur sind Denkmalpfleger bestrebt, die Verwerfungen der Geschichte ablesbar zu lassen und dem zeitgenössischen Betrachter die Möglichkeit zu geben, die Ereignisse des 20. Jahrhunderts anhand der überlieferten Objekte nachzuvollziehen. In seinem Beitrag „Welche Erinnerungswerte? Zu Erhaltungskonzepten jüdischer Kulturdenkmäler" diskutiert Bernd Vollmar die unterschiedlichen denkmalfachlichen Zielstellungen anhand mehrerer Beispiele in Bayern[3]. Diese spannen einen Bogen von der Präsentation einzelner Befunde wie der Fenster- und Türgewände der ehemaligen Synagoge in Buttenwiesen (Landkreis Dillingen), der umfangreichen Rekonstruktion wie der im neomaurischen Stil errichteten Synagoge in Hainsfarth (Landkreis Donau-Ries) bis hin zum weitgehenden Konservieren der vorgefundenen Situation wie in Memmelsdorf/Ufr. (Landkreis Haßberge). Hier wurden alle Zeitschichten konserviert, Brüche sichtbar belassen und so ein anschaulicher Lehr- und Lernort für Jugendliche geschaffen[4]. Das Memmelsdorfer Beispiel diente bei der Entwicklung eines Restaurierungskonzeptes für die Obernbreiter Synagoge als Vorbild.

Die jüdische Gemeinde erbaute die Obernbreiter Synagoge 1748 und verkaufte sie nach ihrer Auflösung und dem Anschluss an die Marktbreiter Kultusgemeinde im Jahr 1912[5]. Die neuen Eigentümer entfernten alle Binnenwände und das Tonnengewölbe des Betsaals, um das Gebäude zur Landmaschinenhalle umzubauen. Die Mikwe wurde abgemauert und der Abgang zugeschüttet, die Bodenniveaus verändert, im Südostteil ein Zwischen- und Lagergeschoss mit den zugehörigen Trennwänden eingezogen und an der Südwestecke eine breite Wandöffnung eingebrochen. Der Verkauf an christliche

[1] Hubel, Achim: Denkmalpflege. Geschichte – Themen – Aufgaben. Eine Einführung, Stuttgart 2006, S. 75-76. | [2] Ebd., S. 77-84, vgl. ferner http://www.denkmaldebatten.de
[3] Vollmar, Bernd: Welche Erinnerungswerte? Zu Erhaltungskonzepten jüdischer Kulturdenkmäler, in: Die Denkmalpflege, 69. Jg. Heft 2, München 2011, S. 111-120. | [4] Zum Restaurierungskonzept ausführlich: Hans-Schuller, Christine: Die Erhaltung von Nutzungsspuren – das Leitprogramm der Restaurierung in der ehemaligen Synagoge in Memmelsdorf / Unterfranken, in: Spuren der Nutzung in historischen Bauten (=Jahrbuch für Hausforschung Bd. 54), Marburg 2007, S. 205-214. | [5] Vgl. zur Auflösung der Obernbreiter Kultusgemeinde: Haas, Hans-Christof / Heidecker, Friedrich: Die ehemalige Synagoge in Obernbreit, in: Jahrbuch für den Landkreis Kitzingen 2013, Dettelbach 2013, S. 175-184.

Eigentümer verschonte die ehemalige Synagoge von den Verwüstungen der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938. In der Nachkriegszeit sollte das Gebäude so gut wie in Vergessenheit geraten. Israel Schwierz bezeichnete in dem 1983 erschienenen Band „Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Unterfranken“ den Standort der Synagoge als unbekannt[6]. Erst in dem 1988 publizierten und auf ganz Bayern ausgeweiteten Standardwerk „Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern. Eine Dokumentation“ benannte er die ehemalige Synagoge und hob die Bedeutung des Hochzeitssteins an der Nordfassade hervor[7]. 1999 ließ der Ortspfarrer Helmut Walz den Chuppastein konservieren und neu fassen[8]. In den Jahren 2004-06 untersuchte der Autor im Rahmen seines Dissertationsvorhabens über „Synagogen in Franken im 18. Jahrhundert“ das Gebäude mit den Methoden der Bauforschung und entdeckte das verschüttete Tauchbecken, das sich in knapp zehn Meter Tiefe unter dem Bodenniveau befindet. Auf Grundlage der umfangreichen Erkenntnisse fertigte er eine zeichnerische Grund- und Aufrissrekonstruktion der ehemaligen Synagoge an. Das frühere jüdische Gotteshaus ist mit seinen Umfassungsmauern, dem Dachwerk sowie dem Keller und der Mikwe überliefert. Ferner ist eine große Anzahl an Details erhalten, wie der Opferstock in einer Fenstersohlbank, die Nummerierung der Sitzplätze in der Frauenempore, die bauzeitliche Eingangstür und mehrere Fenster mit Fensterläden. Die Bima und der Toraschrein sind jedoch vollständig verloren, von letzterem zeugen nur ein Putzabdruck und begleitende Malereien an der Ostwand. Während der Sanierungsarbeiten gefundene Sandsteinbaluster sind wahrscheinlich der Bima zuzuschreiben.

Teil eines Sandsteinpilasters

Im Jahr 2005 überließ die Eigentümerin, Frau Maria Keinath, das Gebäude dem „Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.“. Der frühere Bürgermeister Friedrich Heidecker hatte zusammen mit Altpfarrer Helmut Walz den Verein initiiert, um den dauerhaften Erhalt des vormaligen jüdischen Gotteshauses sicherzustellen und eine geeignete Nutzung zu finden[9]. Als Erstes legte der Förderverein unter Einbringung erheblicher Eigenleistungen die Mikwe mit dem überwölbten Tauchbecken und dem steilen Treppenabgang frei, so dass nun das Ritualbad nach fast 100 Jahren wieder betreten werden kann. Die für Unterfranken einzigartige Anlage - was den Zugang und die Tiefe des Bades anbelangt - veranschaulicht die Beschwernisse, die Juden bei ihrer Religionsausübung im 18. Jahrhundert auf sich nehmen mussten und dokumentiert im baulichen Zusammenhang mit der Synagoge die komplexe Bauaufgabe eines jüdischen Gemeindezentrums. Der Förderverein entwickelte ein Nutzungskonzept als Lern-, Erinnerungs- und Begegnungsort, um das Bewusstsein für die jüdische Geschichte Obernbreits wieder in der Öffentlichkeit zu verankern. Bereits vor und teilweise auch während der Sanierung fanden Konzerte, Lesungen und Kunstveranstaltungen in dem Gebäude statt; Schulklassen des Marktbreiter Gymnasiums beschäftigten sich mit der jüdischen Geschichte und erkundeten die frühere Synagoge.

In enger Abstimmung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege erarbeitete der Trägerverein zusammen mit Architekt Christian Küster ein vorwiegend konservatorisches Restaurierungskonzept, das die überlieferte Bausubstanz mit allen ihren Zeitschichten - auch denen des 20. Jahrhunderts - als Dokument begreift und weitgehend im vorgefundenen Zustand belässt. Die ehemalige Synagoge sollte gleichermaßen Objekt und Subjekt werden. Einerseits wandelte sie sich zu einem begehbaren historischen Dokument und zentralen Anschauungsgegenstand, andererseits zu einem Ort der Begegnung und Bildung. Zukünftig wird der Bereich des früheren Betsaals als Veranstaltungsraum dienen. Er kann flexibel bestuhlt werden, vor den Wänden sind Vorrichtungen zum Hängen und Beleuchten von Exponaten berücksichtigt. Im Bereich der früheren Frauenempore soll eine

[6] Schwierz, Israel: Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Unterfranken, Bamberg 1983, S. 98. | [7] Schwierz, Israel: Steinerne Zeugnisse jüdischen Lebens in Bayern. Eine Dokumentation, München 1988, S. 100-101. | [8] Bericht in der Ausgabe der Kitzinger Zeitung vom 29. Juni 1999, S. 7. | [9] Weiter Informationen zum Verein und aktuelle Veranstaltungen unter: http://www.synagoge-obernbreit.de

Ausstellung mit Exponaten die Geschichte der Synagoge erzählen. Neben Fragmenten der Genisa und der Ausstattung wird eine virtuelle Animation über die Geschichte des Hauses informieren. In der Südwestecke wurde eine moderne Sanitär- und Technikbox eingestellt, der übrige Raum bleibt im überlieferten Zustand der Entkernung des frühen 20. Jahrhunderts. Die Ansprüche an moderne Haustechnik, Sanitär- und Heizungsanlagen sind auf ein Mindestmaß begrenzt, um Eingriffe in die Bausubstanz zu vermeiden und Kosten zu sparen. So ist das Gebäude nicht heizbar und kann im Winter auch nur unter Einschränkungen genutzt werden.

Marode Teile müssen ausgetauscht werden

Der Verein und die Denkmalbehörde bewerteten sorgfältig den Bestand vor dem Hintergrund des Nutzungskonzeptes, um festzulegen, welche Bauteile entfernt, erneuert oder wiederhergestellt werden sollten. Dieses Wiederherstellen sollte jedoch kein historisierendes Rekonstruieren, sondern ein offensichtliches Ergänzen mit modernen Materialien und Konstruktionen sein. Da die bauhistorische Analyse genau über den ursprünglichen Grundriss informierte, entschlossen sich die Verantwortlichen, die Raumaufteilung und den Raumbezug von Betsaal und Frauenempore wieder nachvollziehbar zu machen. Das Lagergeschoss wurde entfernt und dafür eine neue Empore als Holz-Stahlkonstruktion eingefügt. Das ursprüngliche verputzte und bemalte Tonnengewölbe ist durch ein einfaches Lattengewölbe nachempfunden, das den Raumeindruck wiederherstellt, aber gleichzeitig als modernes Element erkennbar ist. Der Betonboden aus der Zeit nach der Profanierung bleibt im Westteil erhalten. Da im Bereich des früheren Betsaals unterschiedliche Bodenhöhen vorhanden waren, wurde das ursprüngliche, tiefere Niveau erkundet und wieder aufgenommen. In diesem Zusammenhang entdeckte man noch in situ das Fundament der bauzeitlichen Treppenanlage und historische Bodenplatten, die nachträglich in das Nutzungskonzept integriert wurden und vor Ort verbleiben. Die erhaltenen Putzoberflächen der Umfassungsmauern und Decken wurden mit ihren zahlreichen Fassungen zurückhaltend gereinigt und im Bestand gesichert. Auf eine Ergänzung der Befunde und Oberflächen wurde bewusst verzichtet, um den fragmentarischen Charakter zu erhalten. Der Toraschrein bleibt als Negativabdruck im Putz wahrnehmbar. Auch Betonplomben, Farbspritzer und Sprühnebel aus der Zeit der Landmaschinenwerkstatt wurden belassen, um von dieser Nutzungsphase Zeugnis abzulegen. Entfernt wurde ein 28 cm hoher I-Träger, an dem eine Laufkatze mit einem Flaschenzug quer durch den früheren Betsaal rollte, da er den Raumeindruck massiv beeinträchtigte. Es blieben jedoch ca. 50 cm lange Stummel vor der Wand stehen, so dass die beiden Enden weiterhin auf den gravierenden Eingriff hinweisen.

Das äußere Erscheinungsbild des unauffälligen Baus blieb nahezu unverändert. Das Dachtragwerk erfuhr eine statische Sanierung, um nach den Eingriffen des 20. Jahrhunderts wieder die Standsicherheit zu gewährleisten; die Dachhaut wurde erneuert. In der letzten Nutzungsphase als Scheune und Schuppen waren die Außenmauern mit einem Rauhputz und einem beigefarbenen Anstrich versehen worden. Beides blieb erhalten, lediglich der salzbelastete Sockelputz wurde ausgetauscht. Ein verschlossenes Fenster und die ursprüngliche Eingangstür an der Westfassade wurden geöffnet, ein im 20. Jahrhundert eingebrochenes Werkstattfenster verschlossen und dafür ein Informationskasten eingebaut. Das zweiflügelige Rolltor, das bisher das Aussehen des Gebäudes maßgeblich prägte, wurde mit seinen Altersspuren belassen und dahinter das Mauerwerk bis auf einen Nebeneingang für Menschen mit eingeschränkter Mobilität geschlossen. Die histori-

An den Wänden soll man die Spuren der Nutzung ablesen können. Es wird nichts verputzt und geschönt. Arbeitsplatz des Restauratorenteams

schen Fenster der Frauenempore wurden zusammen mit den Fensterläden restauriert. Die Fenster des Männerbetsaals in der Nordfassade waren im 20. Jahrhundert verkleinert und mit Glasbausteinen verschlossen worden. Sie wurden in der ursprünglichen Größe geöffnet und moderne Stahlfenster eingesetzt, um wieder Blickbeziehungen zwischen Innen und Außen zu ermöglichen. Der Trägerverein verzichtete bewusst auf den Einbau von historisierenden Holzfenstern, um nicht das Bild einer unversehrten Synagoge des 18. Jahrhunderts zu präsentieren.

In der Summe stellt die Restaurierung der ehemaligen Obernbreiter Synagoge das seltene Beispiel einer Maßnahme dar, bei der der Schwerpunkt auf den Erinnerungswerten und nicht auf den Gegenwartswerten liegt. Das Nutzungskonzept ließ die Alters- und Gebrauchsspuren aller Zeitschichten zu und legte das Hauptaugenmerk auf die Konservierung der teilweise nur fragmentarischen Oberflächen. Trotzdem fand selbst oder gerade hier ein sehr differenziertes Nachdenken statt, welche Eingriffe und Veränderungen wirklich notwendig sind. Innerhalb des Gesamtkonzepts wurde bewusst abgewogen, was bleiben soll, was entfernt werden kann, was erneuert oder wiederhergestellt werden muss, um den Zusammenhang verständlich zu machen. Die spannungsreiche Sanierung zeigt deutlich die Brüche der Geschichte und präsentiert zahlreiche Befunde in ihrer Ungleichzeitigkeit unmittelbar neben- und übereinander. Somit wirft das fertiggestellte Begegnungszentrum sicherlich mehr Fragen auf, als es Antworten geben kann. Es regt somit zum Reflektieren über unsere Geschichte an und verpflichtet uns für die Zukunft.

Jüdisches Leben in Deutschland heute

Dr. Josef Schuster (Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern / Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland)

Mit der Wiedereröffnung der restaurierten ehemaligen Synagoge von Obernbreit als gemeindliches Kulturzentrum am 29. September 2013 wird ehemaliges jüdisches Leben in Obernbreit wieder sichtbar. Nach einer ersten Erwähnung 1528 führte der Wegzug von jüdischen Bewohnern in größere Städte 1911 zur notwendigen Auflösung der Gemeinde. Ein Schicksal, das die jüdische Gemeinde Obernbreit mit anderen kleinen jüdischen Gemeinden in Deutschland, insbesondere aber in Mainfranken, teilte. Unabhängig davon existierten allerdings im Jahr 1933 allein in Unterfranken 115 jüdische Gemeinden mit ungefähr 8 500 Mitgliedern. Jüdisches Leben in Deutschland, ebenso in Unterfranken, war aber mehr als die nüchterne Zahl der tatsächlich in Deutschland lebenden Juden. Es ist auch die Art und Weise, wie Juden und deren Belange im Bewusstsein und in der Vorstellung der Bevölkerung und im öffentlichen Leben verankert waren. Dabei liegt der Holocaust bis heute wie ein gewaltiger Schatten über dem jüdischen Leben in Deutschland. Bis 1933 war das jüdische Leben ein integrativer Bestandteil des kulturellen, wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens in Deutschland. Das Besondere war nicht der institutionalisierte Teil des jüdischen Lebens (das Gemeindeleben) sondern das Ausmaß der Verwurzelung der Juden in der deutschen Gesellschaft und Kultur.

Von den etwa 570 000 Juden, die vor 1933 in Deutschland gelebt haben, konnten etwa 400 000 auswandern. Von den übrigen deutschen Juden haben lediglich 12 000 Menschen die Nazizeit überlebt. Zu ihnen stießen die Remigranten, die aus dem Exil in ihre alte Heimat zurückgekehrt waren, sowie rund 200 000 Juden aus Osteuropa, die nicht in ihre ehemalige Heimat zurück- konnten oder wollten – die sogenannten Displaced-Persons (DPs). Der weitaus größte Teil dieser Menschen nutzte die Gelegenheit, aus den Lagern dieser Displaced-Persons in der britischen und in der US-amerikanischen Zone aktiv die Auswanderung zu betreiben.

Bemerkenswert ist die rasche Wiedergründung jüdischer Gemeinden in Deutschland. So wurde zum Beispiel bereits am 11. April 1945 in dem damals bereits von den Alliierten befreiten Köln eine jüdische Gemeinde gegründet, also noch bevor das NS-Regime am 08. Mai 1945 endgültig besiegt wurde.
Auch in Würzburg fanden sich (noch im Jahre 1945) wieder Juden zusammen und betrieben noch im selben Jahre die Wiedergründung der Israelitischen Kultusgemeinde in Würzburg. Als Besonderheit ist anzumerken, dass diese Wiedergründung durch jüdische Menschen erfolgte, die zum Großteil vor der Shoa ihre Heimat in Würzburg bzw. in Mainfranken hatten, somit also auch an die jüdische Tradition des fränkischen Judentums anknüpften. Die übrigen dann gegründeten jüdischen Gemeinden in Bayern wurden vornehmlich von jüdischen Menschen, die ihre Wurzeln in Osteuropa hatten, gegründet; sie knüpften in vielen Bereichen an osteuropäische jüdische Tradition an. Die zu diesem Zeitpunkt wieder gegründeten jüdischen Gemeinden in München, Augsburg, Nürnberg, Fürth und Würzburg schlossen sich am 12. Januar 1947 im Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern zusammen, einem Dachverband auf Landesebene. Sprecher und Ansprechpartner für die jüdische Gemeinschaft in der deutschen Öffentlichkeit ist nunmehr der 1950 gegründete „Zentralrat der Juden in Deutschland“. Mit dieser Bezeichnung wird deutlich, dass er alle in Deutschland lebenden Juden vertrat, die aus verschiedenen Ländern kamen. Denn auch die nachwachsende Generation, deren Eltern meist aus den DP-Camps stammten, lehnten es entschieden ab, sich als deutsche Juden zu fühlen.

Im Jahre 1989 zählte man in Deutschland etwa 50 jüdische Gemeinden mit rund 30 000 Mitgliedern. Dies allerdings bei einer deutlich werdenden Tendenz nach unten., da die Sterberate die Geburtenrate deutlich überstieg – die Gemeinden waren überaltert. Das Jahr 1989 stellt auch für die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Deutschland eine Zäsur dar. Mit dem Fall des „eisernen Vorhanges“ sowie dem im Jahre 1991 in Kraft getretenen sogenannten „Kontingentflüchtlingsgesetz“ wurde es Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion ermöglicht, nach Deutschland zuzuwandern. Dies einerseits vor dem Hintergrund zunehmender antisemitischer Strömungen in den Herkunftsländern, anderseits aber auch in der historischen Verantwortung, jüdisches Leben in Deutschland zu stärken. Dieses sogenannte „Kontingentflüchtlingsgesetz“ wurde am 01. Januar 2005 abgelöst durch das neue Zuwanderungsgesetz. Betrug die Anzahl der Gemeindemitglieder der jüdischen Gemeinden 1989 rund 30 000 Personen, so sind heute ca. 105 000 Juden in 108 jüdischen Gemeinden organisiert.

Durch die Zuwanderung ist es gelungen, Juden zur Auswanderung nach Deutschland zu bewegen, die sich in die jüdische Gemeinschaft einbringen wollen und diese langfristig und nachhaltig verändern werden. So stehen wir heute gemeinsam vor der Aufgabe, eine neue jüdische Gemeinschaft in Deutschland aufzubauen.

Dies ist eine immense Herausforderung, mitunter auch eine sehr schwierige, zumal wir es nicht mit einer in sich homogenen Gruppe von Menschen zu tun haben, die von einer ebenfalls nicht unbedingt homogenen Gemeinschaft aufgenommen werden soll. Der „Moskauer“ oder „St.-Petersburger“-Jude ist nicht zu vergleichen mit einem Zuwanderer aus einer ukrainischen Kleinstadt – es gibt erhebliche kulturelle Unterschiede, die nur schwer zu überwinden sind. Dazu kommt, dass die große Gruppe der Zuwanderer sich in eine kleine Gruppe Alt-eingesessener integrieren muss, eine sicherlich nicht immer leicht zu meisternde Hürde.

ShalomEuropa. Jüdisches Gemeindezentrum und Museum in Würzburg

Bereits vor der Shoa war in einigen, insbesondere größeren jüdischen Gemeinden bei Teilen der Mitglieder der Wunsch entstanden, nicht mehr als zeitgemäß empfundene Traditionen sowie Religionsgesetze auch im organisierten Gemeindeleben sowie dem gemeinsamen Gebet zu verlassen. Exemplarisch sei hier genannt die gemeinsame Gestaltung des Gottesdienstes durch Männer und Frauen, aber auch die Möglichkeit des geistlichen Amtes (Rabbiner/Rabbinat) für Männer und Frauen. Diese Tendenz hatte in den mainfränkischen jüdischen Gemeinden keine Bedeutung. Durch den starken Einfluss osteuropäischer Juden wurden nach der Shoa alle jüdischen Gemeinden in Deutschland als traditionell-ausgerichtete Einheitsgemeinden geführt. Lediglich in der damals bereits größten jüdischen Gemeinde in Berlin gab es unter dem Dach der Einheitsgemeinde neben einem traditionellen Gottesdienst einen liberal-ausgerichteten Gottesdienst. Mit dem deutlichen Mitgliederzuwachs jüdischer Gemeinden nach der politischen Wende entwickelte sich auch eine vermehrte Pluralität innerhalb der Gemeinden.

Die jüdische Gemeinde in Würzburg ist seit der Shoa die einzige jüdische Gemeinde in Unterfranken und zuständig für alle im Regierungsbezirk lebenden Juden. Sie wird in der Tradition der früheren jüdischen Gemeinde, insbesondere aber im Gedenken an den in der Welt als „Würzburger Rav“ bekannten Rabbiner Seligmann Bär Bamberger (1807 – 1878) im Sinne einer traditionellen, aber weltoffenen Einheitsgemeinde geführt. Hatte die jüdische Gemeinde 1990 ca. 200 Mitglieder, so sind es heute durch den Zuzug der Juden aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion etwa 1 100. Wenn auch die Gemeinde traditionell geführt ist, so bedeutet es nicht, dass alle oder auch die Mehrzahl der Gemeindemitglieder orthodox leben. Vielmehr bedeutet es, dass innerhalb der Einrichtungen der Gemeinde die Religionsgebote wie Sabbat-Ruhe, jüdische Speisegesetze etc. streng beachtet werden. Mit diesem Bild der Einheitsgemeinde sollte es allen Juden, unabhängig von ihrer religiösen Ausrichtung, möglich sein, die Einrichtungen der Gemeinde zu besuchen bzw. zu nutzen. In großen jüdischen Gemeinden wie Frankfurt oder Berlin finden sich dagegen unter dem Dach der Einheitsgemeinde mehrere Synagogen mit häufig unterschiedlicher religiöser Ausrichtung. Als ein besonderes Beispiel kann hier Frankfurt am Main dienen, wo im Gebäude der sogenannten Westend-Synagoge in verschiedenen Räumlichkeiten gleichzeitig orthodox-traditionelle aber auch liberale Gottesdienste abgehalten werden.

Das neue jüdische Gemeindezentrum in Würzburg „Shalom EUROPA“ konnte nach 5-jähriger Bauzeit am 23.Oktober 2006 eingeweiht werden. Neben den üblichen Einrichtungen einer jüdischen Gemeinde (Synagoge, rituelles Tauchbad, koschere Küche, Jugendzentrum, Seniorenzentrum, Verwaltungs-und Büroräumen) konnte ein für die Gemeinde dringend notwendiger repräsentativer Gemeindesaal mit bis zu 440 Sitzplätzen geschaffen werden. Des weiteren befinden sich in dem Zentrum Räumlichkeiten für eine Ganztagesbetreuung der nahegelegenen David-Schuster-Realschule sowie eine mit Unterstützung der Lauder-Foundation (New York) errichteten Jugendtagungsstätte mit einer Kapazität von bis zu 80 Übernachtungsgästen.

Der historisch sensationelle Fund von 1 495 Grabsteinen bzw. Grabsteinfragmenten des mittelalterlichen jüdischen Friedhofs konnte gleichsam als Fundament des neuen Gemeindezentrums im Untergeschoss gelagert werden. Einzelne der Steine dienen als Wegweiser in dem ebenfalls in diesem Zentrum gelegenen jüdischen Museum, in dem traditionelles jüdisches Leben im 21.- Jahrhundert gezeigt wird.

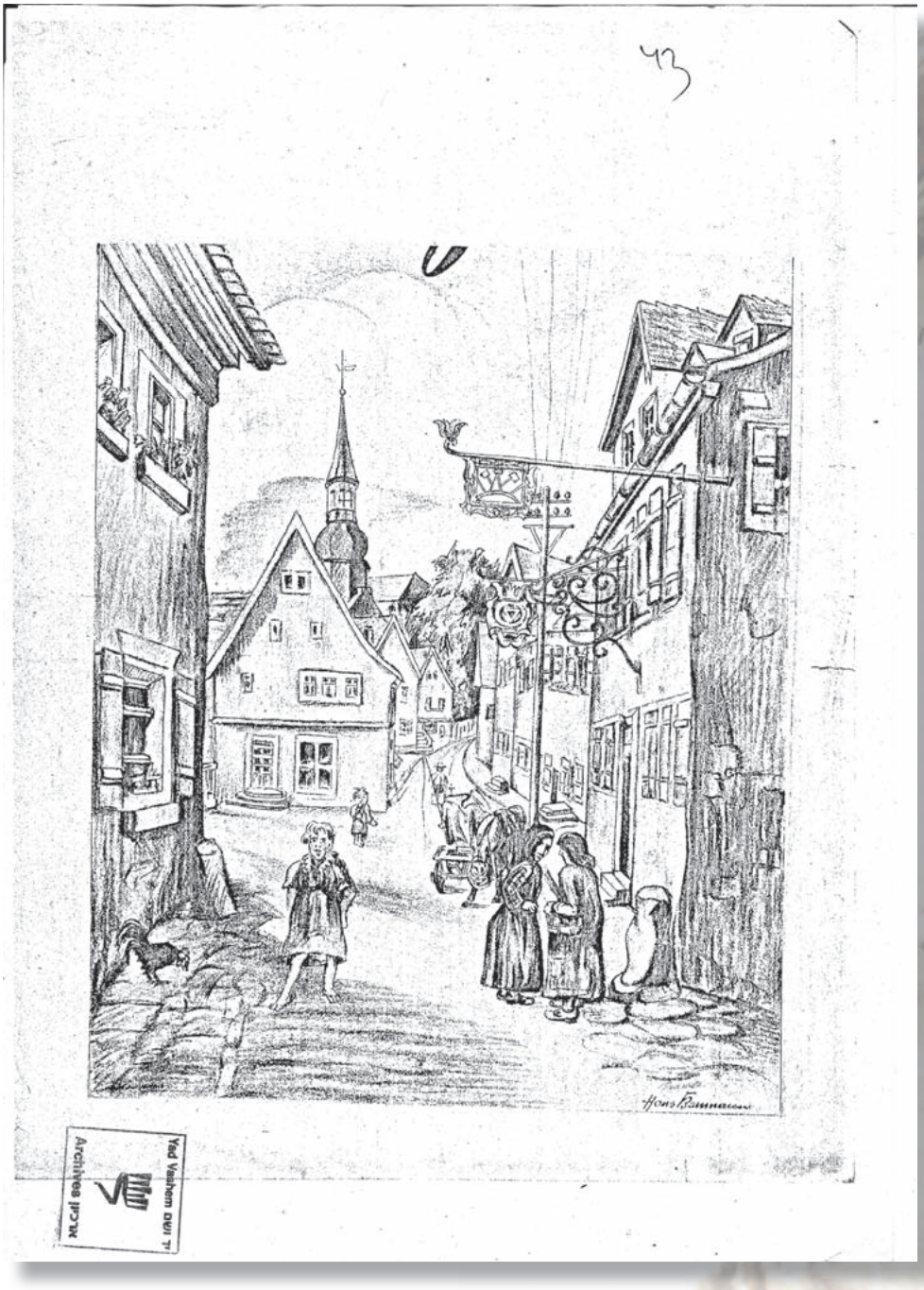
Zur Abhaltung eines jüdischen Gottesdienstes ist die Anwesenheit eines Rabbiners nicht zwingend notwendig.Dies erklärt auch wieso erst seit dem Jahre 2001 wieder ein Rabbiner in Würzburg dauerhaft amtiert. Mit Rabbiner Jakov Ebert ist es gelungen, in der Tradition des bereits erwähnten Würzburger Rav Seligmann Bär Bamberger, eine traditionsbewusste, dabei aber weltoffene Persönlichkeit für dieses Amt zu gewinnen.

Mit dem Zuzug jüdischer Emigranten aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion und der damit verbundenen Mitgliederzunahme jüdischer Gemeinden ist auch der Bedarf an Rabbinern in Deutschland deutlich gestiegen. Dies führte zur Gründung von zwei Rabbiner-Seminaren in Deutschland. Nach einem zweijährigen Grundstudium an der, vom Zentralrat der Juden in Deutschland getragenen, Hochschule für jüdische Studien in Heidelberg war es früher notwendig für den Rabbinatsstudenten, seine Studien in den USA bzw. Israel fortzusetzen. Nunmehr besteht die Möglichkeit, nach dem Grundstudium in Heidelberg, alternativ das Abraham-Geiger-Kolleg in Potsdam (liberale Ausrichtung) oder das Hildesheimer-Rabbiner-Seminar in Berlin (traditionelle Ausrichtung) zu besuchen.

Nach Jahren eines plötzlichen, zunächst unerwarteten Anstiegs der Mitgliederzahl jüdischer Gemeinden ist nach der Änderung des Zuwanderungsgesetzes 2005 nur noch eine geringe Zuwanderung zu beobachten. Dies führt derzeit zu einer Stagnation der Mitgliederzahl jüdischer Gemeinden, bietet aber auf der anderen Seite den Gemeinden die Möglichkeit einer Konsolidierung ohne die sicherlich viele Kräfte bindende Notwendigkeit einer dauernden Neuintegration von Mitgliedern. So ist es nicht verwunderlich, dass wir gerade in den letzten Jahren eine zunehmende Verwurzelung jüdischer Gemeinden und jüdischen Lebens in der nichtjüdischen Gesellschaft erleben. Aus heutiger Sicht kann man sagen, dass eine weit über 1 000-jährige Geschichte jüdischer Gemeinden in Deutschland durch die unvergleichlichen Geschehnisse der Shoa eine grausame Unterbrechung erfuhr, aber nicht ihr Ende fand. Nach der baldigen Wiedergründung jüdischer Gemeinden in Deutschland 1945 sehen wir heute wieder aktives jüdisches Leben in mehr als 100 jüdischen Gemeinden in Deutschland.

Die Synagoge im jüdischen Gemeindezentrum in Würzburg

„Möge mit der Wiedereröffnung der ehemaligen Synagoge Obernbreit
als Ort des Erinnerns und der Begegnung
die Erinnerung an die ehemalige jüdische Gemeinde Obernbreit lebendig bleiben –
insbesondere aber auch die Erinnerung an jahrzehntelanges
ungestörtes, einvernehmliches, gemeinsames Leben von Obernbreiter Bürgern jüdischen und nichtjüdischen Glaubens“.



Zeichnung eines unbekannten Autors um 1927 Beilage der Sängerchronik

Danke

Abtransport des Stahlträgers

Wir danken den am Umbau beteiligten Firmen für ihre gute Arbeit.

Zum Erscheinen dieser Publikation haben beigetragen:

Statik	Hußenöder + Merz	Kantstraße 41, 97074 Würzburg
Verpressarbeiten	Oleg Weißbeck	Haidterstraße 8, 97355 Kleinlangheim
Rohbau, Abbruch	Fa . Höfner	Rittershäuserstr. 8, 97253 Gaukönigshofen
Gerüst	Fa. Eugen Wahner	Lindenstraße 10, 97320 Sulzfeld
Dachdecker, Spengler	Fa. Fessler	Kaltensondheimer Str. 63, 97318 Kitzingen
Zimmerer	Uhl Holzbau	Sportplatzstraße 4, 97340 Gnodstadt
Restaurator	Siegfried Scheder	Saalhofgasse 9, 97199 Ochsenfurt
Elektroinstallation	Elektro Löther	Würzburger Straße 33, 97342 Obernbreit
Sanitär	Fa. Weigand	Obernbreiter Str. 31, 97340 Marktbreit
Schreiner	Fa. Ott	Hüttenheim 30, 97348 Willanzheim
Naturstein	Naturstein Brumme	Am Dreistock 1, 97318 Kitzingen
Beschichtung	Fa. Hoffmann	Tannenweg 10, 97342 Obernbreit
Schlosser	Endrich GmbH	Bgm.- Dr.- Nebel- Str. 1, 97816 Lohr am Main
Putz- u. Maler, Trockenbau	Fa. Hoffmann	Tannenweg 10, 97342 Obernbreit
Glaser	Schreinerei Mahler	Mühlstraße 7, 97239 Aub
Treppe	Rückert Treppen GmbH	Waldmannshofen 80, 97993 Creglingen
Stühle Tische	Grimm Möbelwerkstätten GmbH	Ulsenheim 112, 91478 Markt Nordheim
InfoFenster	Kriener Metallgestaltung	Enheim 94, 97340 Martinsheim
Banner und Schilder	Werbetechnik Trekoval	Enheimer Str. 30a, 97342 Obernbreit
Garderobe, Rednerpult	Metallkünstler Stephan Nüsslein	Sonnenstraße 1, 97342 Obernbreit
Architekturbüro	Christian Küster	Sudetenstraße 17, 97340 Marktbreit

Finanzierung des Umbaus

Kosten:	360 000,00 Euro
Anteil Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.	36 000,00 Euro
davon Eigenleistung im Wert von:	9 000,00 Euro
Markt Obernbreit:	30 608 ,00 Euro
Zuwendungen EG:	140 392,00 Euro
Entschädigungsfonds:	116 000,00 Euro
Landesstiftung:	33 000,00 Euro
Eigenleistungen:	ca. 270 Arbeitsstunden

Daran beteiligt haben sich:
Schülerinnen und Schüler des Gymnasium Marktbreit
Vereinsmitglieder
andere freiwillige Helferinnen und Helfer

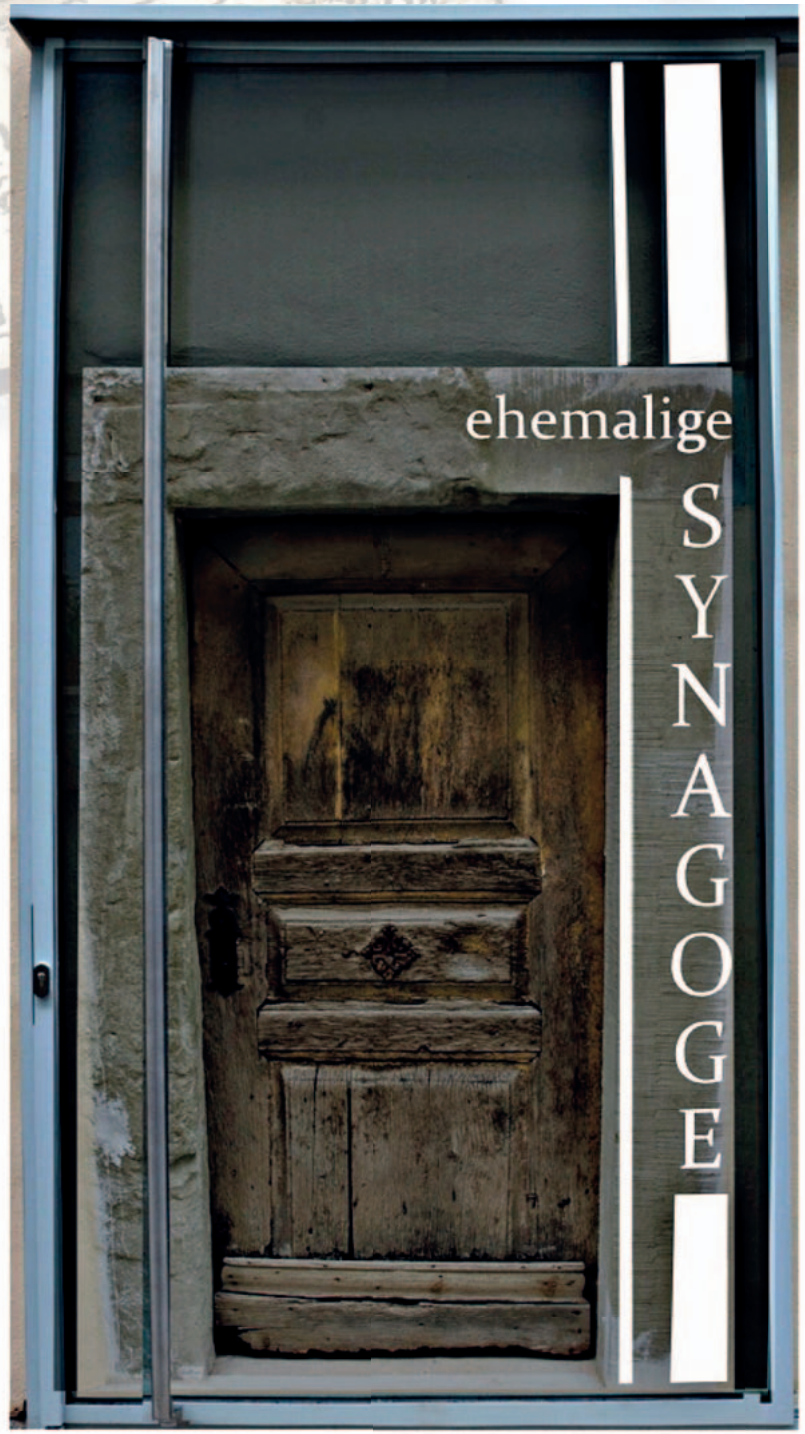
Impressum:

Herausgeber:	Markt Obernbreit Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V
Text:	die jeweiligen Autoren
Fotos:	Hans-Christof Haas, Friedrich Heidecker, Gerhard Krämer, ShalomEuropa, Elisabeth Singer, Galen Vinson
Portrait Louis Aronheimer:	© Karen Franklin
ältestes Foto Synagoge:	© Yad Vashem
Fotos Benario (2):	© I. Nahon, London
Foto Treppe und Mikwe:	© Mike Meyer

Hier investiert Europa in die ländlichen Gebiete - gefördert durch das **Bayerische Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten** und die **Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums (ELER)**. Weiter gefördert durch das **Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst** und die **Bayerische Landesstiftung**.

Die Ehemalige Synagoge und Mikwe können besichtigt werden.
Anmeldung: heidecker998@aol.com oder Tel. 09332-9469 (auch kurzfristig)

www.synagoge-obernbreit.de


ehemalige
SYNAGOGE